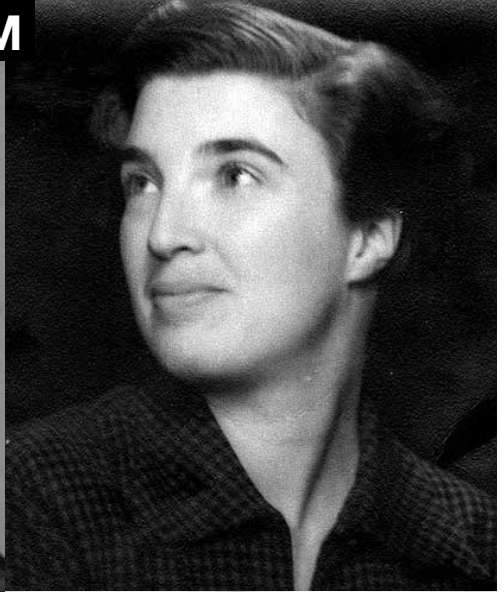


NIEMALS VERGESSEN!

**NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN**



**Broschüre
zum antifaschistischen
Gedenkrundgang am 12.11.2017
Wien, 19. Bezirk, Döbling**

INHALT

Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs sind mit Zahlen gekennzeichnet

Novemberpogrom in Wien 1938	Seite 04
1 Jüdisches Leben in Döbling	Seite 07
Der Währinger jüdische Friedhof im 19. Bezirk	Seite 10
Jüdische Waisenhäuser in Döbling	Seite 13
Das Israelitische Blindeninstitut auf der Hohen Warte	Seite 16
2 Das Schicksal von Elise und Helene Richter	Seite 20
Auszug aus „Die Schildkröten“ von Veza Canetti	Seite 28
3 Schicksale jüdischer Schüler am Gymnasium 19	Seite 29
4 Polizeiamt Döbling: Verhaftungen während des Novemberpogroms	Seite 32
5 Die Synagoge in der Dollnergasse 3	Seite 39
Auszug II aus „Die Schildkröten“ von Veza Canetti	Seite 43
6 Gerda Lerner	Seite 45
Alma und Arnold Rosé	Seite 50
7 Kunstraub und Restitution	Seite 53
Antisemitismus heute	Seite 56
Auszug aus „Über die Jahre. Ein Klassentreffen in Wien“ von Edith Foster	Seite 57
Weiterführende Informationen und Hinweise	Seite 58

Novemberpogrom in Wien 1938

Am 9. November 1938 ergingen von der Zentrale des Sicherheitsdienstes in Berlin an alle Gestapoleitstellen und SD-Ober- und Unterabschnitte Blitztelegramme, die genaue Anweisungen über „Maßnahmen gegen die Juden in der heutigen Nacht“ enthielten. Am 10.11.1938 um 4 Uhr morgens bekamen die Polizeiamter, so auch das Polizeiamt Döbling, den Auftrag, Juden zu verhaften, sowie Wohnungen und Geschäfte von Jüdinnen und Juden zu beschlagnahmen. Zur selben Zeit erhielten die Einheiten der Allgemeinen SS und die SS-Verfügungstruppe den Befehl, in Synagogen und Bethäuser einzudringen und diese zu zerstören.

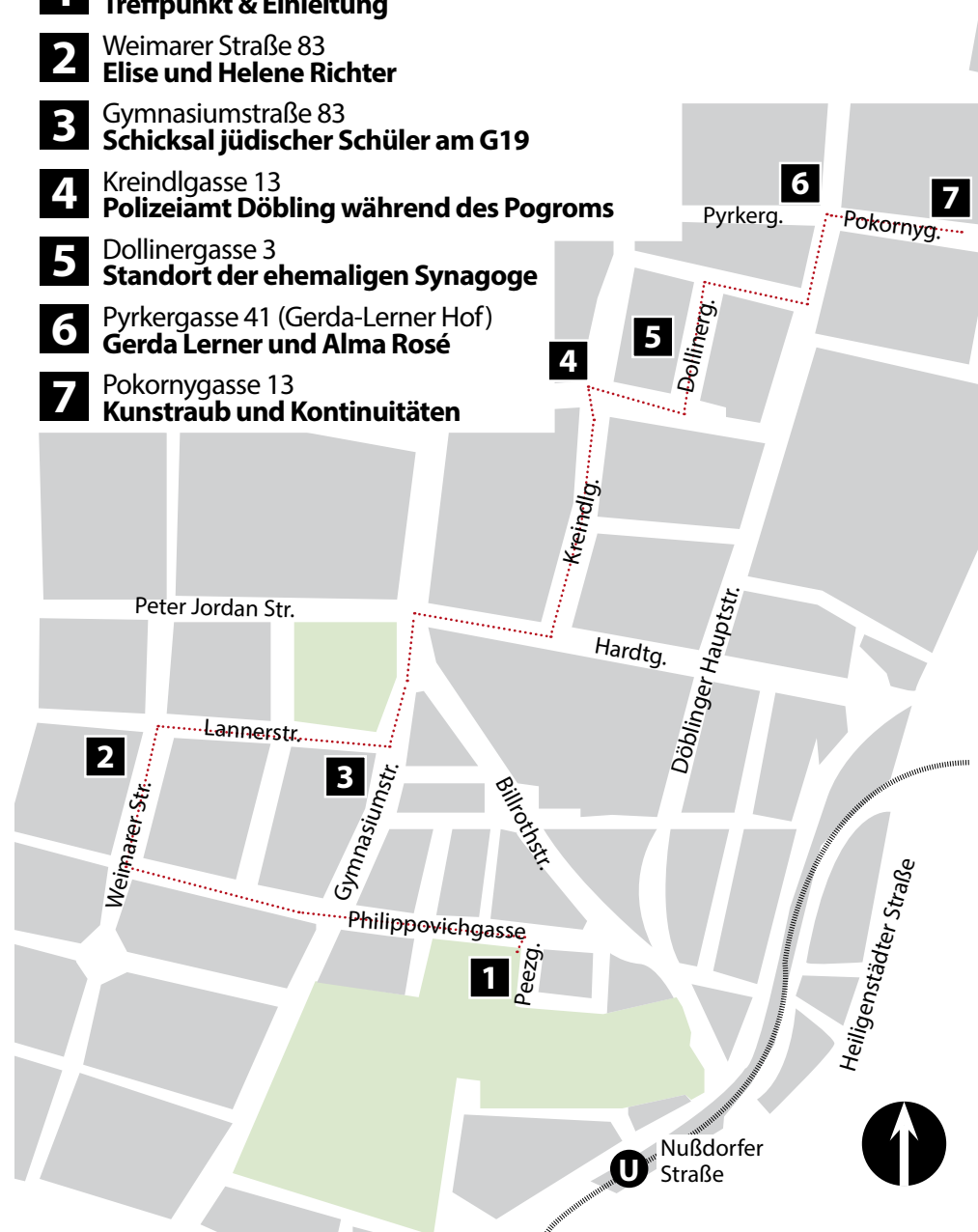
Das Pogrom am 9. und am 10. November 1938 gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Einrichtungen war weder spontan noch auf diese Tage beschränkt. Die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ beschränkten sich auch nicht auf einzelne Bezirke, sondern betrafen die ganze Stadt und das ganze Land. Das Novemberpogrom wurde von den Parteistellen angeordnet, von SA-Verbänden, SS-Trupps und HJ-Gruppen durchgeführt und von dem Großteil der Bevölkerung tatkräftig vorangetrieben. So berichtet der Führer des SD-Unterabschnitts Wien über das Novemberpogrom: „Mitleid mit dem Los der Juden wurde fast nirgends laut und wo sich ein solches dennoch schüchtern an die Oberfläche wagte, wurde diesem von der Menge sofort energisch entgegengetreten, einige allzu große Judenfreunde wurden festgenommen.“

Während des Novemberpogroms, wurden in Wien mindestens 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6.500 Festnahmen. 3.700 verhaftete Juden wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert. 4.000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört, 2.000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“. Im gesamten „Reichsgebiet“ wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 etwa 1.400 Synagogen zerstört. In Wien geschah dies mit besonderer Intensität: 42 Synagogen und Bethäuser wurden in Brand gesetzt.

Am 10. November 1938 wüteten Nationalsozialist_innen in Döbling. Sie zertrümmerten die Auslagescheiben der jüdischen Geschäfte und plünderten Lokale. Zahlreiche Wohnungen und Häuser wurden in diesen Novembertagen arisiert. Polizeitrupps und SS-Männer zogen durch die Straßen Döblings, drangen in Häuser und Wohnungen ein und verhafteten Juden und Jüdinnen. Einige der Verhafteten wurden später in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Die Synagoge in der Dollinergasse wurde während des Novemberpogroms verwüstet und schwer beschädigt.

Gedenkrundgang in Döbling

- 1** Phillopovichgasse/Peezgasse
Treffpunkt & Einleitung
- 2** Weimarer Straße 83
Elise und Helene Richter
- 3** Gymnasiumstraße 83
Schicksal jüdischer Schüler am G19
- 4** Kreindlgasse 13
Polizeiamt Döbling während des Pogroms
- 5** Dollinergasse 3
Standort der ehemaligen Synagoge
- 6** Pyrkerstraße 41 (Gerda-Lerner Hof)
Gerda Lerner und Alma Rosé
- 7** Pokornygasse 13
Kunstraub und Kontinuitäten



Nach dem Novemberpogrom wurde der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen und der Prozess der Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung wurde systematisch fortgeführt. Die nächsten Schritte der antisemitischen Politik waren auf Ghettoisierung, Deportation und letztlich die Vernichtung von Jüdinnen und Juden gerichtet. Gab es nach früheren Pogromen immer noch Zufluchtsstätten, so waren die Jüdinnen und Juden Wiens nach den flächendeckenden Zerstörungen und „Arisierungen“ des Novemberpogroms ihrer Schutzräume beraubt.

Es gab auch noch Tage danach.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben – die Scherben, nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot.

Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Jüdinnen und Juden wussten nicht, was mit ihren Freund_innen, Verwandten und Nachbar_innen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr – 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallsklatschen von Nachbar_innen und Bürger_innen begangen. Und die Angst brachte Dutzende dazu, sich umzubringen.

Der 9. November war der „Höhepunkt“ von Pogromen und sogenannten „wilden Arisierungen“, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde. Im Mai 1939 lebten von den 4000 Döblinger Jüdinnen und Juden nur noch 2030 im 19. Bezirk. Diese wurden nach und nach in Konzentrationslager verschleppt. Dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes sind 567 Opfer namentlich bekannt, die von den Nationalsozialist_innen aus Döbling in Konzentrationslager deportiert und ermordet wurden.

Wir wollen mit dem Rundgang daran erinnern, dass das Novemberpogrom hier stattfand, in Wien und ganz konkret auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen.

Wir können in der Broschüre lediglich auf einzelne Schicksale von Döblinger Jüdinnen und Juden eingehen. Noch weniger können wir das Ausmaß des Novemberpogroms in seiner flächendeckenden Brutalität darstellen, von denen tausende Jüdinnen und Juden im 19. Bezirk betroffen waren.

1

Jüdisches Leben in Döbling

Das Döblinger Stadtbild ist einerseits geprägt von noblen Wohnhäusern, Villen, Weingärten und Heurigen, andererseits auch von zahlreichen Gemeindebauten, wie dem Karl-Marx-Hof, wodurch die Bevölkerungsstruktur ausgewogener ist, als oft angenommen. Der Wiener Gemeindebezirk Döbling besteht seit den Eingemeindungen 1892 aus mehreren kleinen Vororten (Unter- und Oberdöbling, Heiligenstadt, Sievering Josefsdorf, Nussdorf), deren jüdisches Leben seitdem auch in den Verantwortungsbereich der Wiener IKG fiel. In Döbling gab es im Unterschied zu anderen Bezirken nur ein jüdisches Bethaus, das sich in der Hofzeile 20 befand. 1907 wurde auf Initiative des Tempelvereines eine Synagoge in der Dollinergasse 3 errichtet. Im 19. Bezirk lebten 1938 etwas 4.000 Jüdinnen und Juden. Das waren sieben Prozent der Döblinger Bevölkerung. Über die Meisten ist nicht viel bekannt, jedoch sind gerade in diesem Bezirk die Biographien einiger berühmter Persönlichkeiten überliefert.



Das Grab Theodor Herzls auf dem Döblinger Friedhof

Einige jüdische, oder nach den nationalsozialistischen Kriterien als jüdisch verfolgte Persönlichkeiten hatten ihren Wohnsitz vor ihrer Flucht oder Ermordung in Döbling. Auch das Grab von Theodor Herzl befand sich vor seiner Umbettung nach Jerusalem hier, am Döblinger Friedhof. Unter den bekannten Namen der Wiener Zwischenkriegszeit sind die Familie Rosé, die viele Musiker_Innen hervorbrachte, die Anglistin Helene Richter mit ihrer Schwester, der Romanistin Elise Richter, die Schriftstellerin Veza Canetti, die Eheleute Guido Adler, Begründer der Wiener Musikwissenschaft und die Ärztin Melanie Adler und die Familie Lederer, Billy Wilder, Albert Einstein, Sigmund Freud und Anna Freud, und die Familie Wertheimstein.

Heute erinnert der 1908 eröffnete Wertheimsteinpark an Franziska Wertheimstein, die diesen Park in ihrem Testament der Gemeinde Wien schenkte, mit der Auflage, dass der Park immer als öffentliche Grünanlage erhalten bleiben müsse. Er ist gemeinsam mit ihrer Villa, in der heute das Bezirksmuseum Döbling ist, eine Spur der



Der Karl-Marx-Hof wurde während des Austrofaschismus in Heiligenstädterhof umbenannt

lebhaften Salonkultur Wiens. In der Villa führte Franziska den von ihrer Mutter Josephine Wertheimstein gegründeten Salon weiter. Dieser war ein Treffpunkt liberaler Persönlichkeiten Wiens, darunter Politiker_Innen, Angehörige des Adels sowie Künstler_Innen wie Eduard von Bauernfeld, Franz Grillparzer und Josef Dessauer. Josephine geb. Gomperz heiratete Leopold von Wertheimstein, einem Prokuristen des Wiener Bankhauses Rothschild. Leopold wurde 1853 der erste Präsident der neu gegründeten Wiener IKG. Josephines Schwester Sophie von Todesco führte andernorts einen ähnlichen Salon. Solche Salons hatten eine Tradition seit dem ausgehenden 18. und dem 19. Jahrhundert – erst innerhalb der Aristokratie, aber nach sozialen Umschichtungen mit der Abwertung der Aristokratie auch bürgerliche Schichten. Gerade jüdische Familien, die aus der Aristokratie ausgeschlossen waren, schlossen diese Lücke. Die Salons entwickelten sich rasch zu einem Teil „typisch wienerischen“ Gesellschaftslebens. Insbesondere Frauen etablierten sich hier als Mäzeninnen und zeigten die Möglichkeiten einer jüdischen bzw weiblichen Emanzipation durch Geselligkeit. Eine Phase, in der die jüdische oder nichtjüdische Herkunft der Gäste im Salon nicht thematisiert wurde, währte nur wenige Jahre.

In der Nähe des Wertheimsteinparkes ist die Hohe Warte mit dem heutigen Heiligenstädterpark. Auf der Hohen Warte befinden sich das ehemalige Israelitische Blindeninstitut (heute am Ort des Bezirkskommissariats Döbling, seit 2002 mit einer Gedenktafel an die Opfer) und der Sportplatz Hohe Warte des First Vienna Football-Club. Der Heiligenstädterpark befindet sich auf dem Areal der ehemaligen Rothschildgärten, die „arisiert“ und im Krieg zerbombt wurden – ein überbleibendes Gebäude beherbergt heute ein Pfadfinderheim.

Der First Vienna Football Club wurde 1894 gegründet von britischen Landschaftsgärtnern, die diese Rothschildgärten betreuten. Sie wollten in ihrer Freizeit nicht auf angestammte Aktivitäten verzichten. Die Gärtner trafen in Wien auf eine Gruppe interessierter Fußballenthusiasten, darunter etwa den jüdischen Buchhalter Georg „Geo“ Fuchs. Die ersten Spiele fanden auf der Kuglerwiese in der Nähe der Rothschildgärten statt, später auf der Kreindlwiese neben dem Israelitischem Blindeninstitut. Finanzielle Starthilfe bekam der junge Verein vom jüdischen Bankierserben und Philanthropen Freiherr Nathaniel Mayer Anselm Rothschild, der die Freizeitaktivitäten seiner Angestellten unterstützte. Zum Dank nahmen die Döblingler mit Blau-Gelb die Farben des Hauses Rothschild als Klubfarben an. Bis 1938 war gut ein Drittel der Vienna Funktionäre Juden bzw. jüdische Konvertiten. Der erste Obmann wurde vom jüdischen Weinhändler Herman Schönaug abgelöst. Bis 1938 hatte der Verein nur zweimal einen nichtjüdischen Obmann. Mit der nationalsozialistischen Machtergreifung endete die jüdische Partizipation in Döbling abrupt.

In den Landtags- und Gemeinderatswahlen von 1932 erreichen die Nationalsozialist_Innen 21,4% der abgegebenen Stimmen in Döbling – bei einem Gesamtwiendurchschnitt von 17,4% – und erreichen dadurch in Döbling als zweitstärkste Kraft ihr Mandat (Neue Freie Presse vom 25. April 1932). Die NSDAP punktet vor allem bei Wähler_Innen des Nationalen Wirtschaftsblocks und Landbund, dem Heimatblock und der Christlichsozialen Partei.

Quellen:

- Ernst Kobau: Rastlos zieht die Flucht der Jahre ... Josephine und Franziska von Wertheimstein, Ferdinand von Saar. Böhlau Verlag, Wien 1997
- Karlheinz Rossbacher: Literatur und Bürgertum: Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siecle. Böhlau Verlag, Wien 2003
- wien.gv.at

Der Währinger jüdische Friedhof im 19. Bezirk

Der Jüdische Friedhof Währing befindet sich an der Grenze zwischen dem 18. und dem 19. Bezirk und ist heute, trotz seines Namens, Teil des Bezirks Döbling.

Geschichte des Friedhofs

Das Grundstück wurde 1784 von der Jüdischen Gemeinde gekauft, um neben dem im selben Jahr eröffneten Allgemeinen Währinger Friedhof - heute ist an jener Stelle der Währinger Park - einen jüdischen Friedhof zu errichten. Bis zum Jahr 1874 diente der Jüdische Friedhof Währing als offizieller Begräbnisplatz aller in Wien verstorbenen Juden und Jüdinnen, es wurden bis zu 30.000 Personen an diesem Ort bestattet. Mit der Inbetriebnahme der „israelitischen Abteilung“ des Zentralfriedhofs im Jahr 1784 verlor der Friedhof seine Bedeutung als Begräbnisstätte der Wiener Jüdinnen und Juden. Die letzte dokumentierte Beilegung am Jüdischen Friedhof Währing fand 1911 statt. Dem jüdischen Religionsgesetz folgend, nach dem ein Grab ausschließlich den Toten gehört und ein jüdischer Friedhof auf ewig erhalten werden sollte, blieb der jüdische Friedhof an der Grenze zwischen dem 18. und dem 19. Bezirk bestehen.

Zerstörung während der NS-Zeit

Im Zuge des Novemberpogroms 1938 wurde der Jüdische Friedhof Währing verwüstet, Leichen geschändet und Grabsteine zerstört. Ab dem Jahr 1941 wurden die Grabsteine als Baumaterial verwendet und ein Materiallager auf dem Friedhof errichtet. Mitte August 1941 begannen Baggerarbeiten, um eine Bunkeranlage anzulegen. Obwohl diese Bauarbeiten nie fertiggestellt wurden, fielen ihnen mindestens 1500 Gräber zum Opfer. Statt dem Bunker wurde dort ein Löschwasserteich angelegt. Das Aushubmaterial für den Löschwasserteich wurde unter anderem für Bauarbeiten am Urban-Loritz-Platz verwendet. Im Namen einer nationalsozialistischen „Rassekunde“ wurden überdies die Gebeine ganzer Familien exhumiert – insgesamt über 200 Personen, und ins Naturhistorische Museum gebracht, wo sie dann zum Teil jahrzehntelang, bis zu ihrer Wiederbestattung in Massengräbern verblieben. 1942 wurde der Jüdische Friedhof Währing enteignet und ging im Februar desselben Jahres in den Besitz der Stadt Wien über.

Der Jüdische Friedhof Währing nach 1945

1955 wurde der Friedhof an die Israelitische Kultusgemeinde Wien restituiert. Der Teil des jüdischen Friedhofs, der von den Nationalsozialist_innen ausgehoben wurde, um einen Löschwasserteich anzulegen, wurde nach langen Verhandlungen an die Stadt Wien abgetreten. Die IKG knüpfte die Übergabe an die Bedingung, dass die Stadt Wien das religiösen Gesetz respektieren und das Areal nicht neu bebauen würde. Nur



Der jüdische Friedhof Währing mit dem „Arthur-Schnitzler-Hof“ im Hintergrund

ein Jahr später widmete die Stadt das Gebiet in Baugrund um. 1959 wurde mit dem Bau eines gemeinnützigen Wohnbaus auf dem Areal des ehemaligen jüdischen Friedhofs begonnen, noch heute steht auf diesem Grundstück der „Arthur-Schnitzler-Hof“.

Anders als in Deutschland stellte die Republik Österreich der Israelitischen Kultusgemeinde in den Nachkriegsjahren keinerlei finanzielle Unterstützung für die Sanierung und Erhaltung der jüdischen Friedhöfe zur Verfügung. Der Jüdische Friedhof Währing, der aufgrund der Zerstörung während der nationalsozialistischen Zeit ohnedies in einem schlechten Zustand war, wurde jahrzehntelang sich selbst überlassen. Obwohl die Österreichische Bundesregierung im Jahr 2001 das Washingtoner Abkommen unterzeichnete, in dem sie sich dazu verpflichtete, einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung der jüdischen Friedhöfe zu leisten, bleibt eine Sanierung der Schäden sowie eine regelmäßige Pflege des Währinger jüdischen Friedhof bis heute aus. In den letzten Jahrzehnten bemühten sich private Initiativen immer wieder darum, den Friedhof zu erhalten. Die punktuellen Aktionen konnten allerdings den Verfall nicht stoppen.

Seit 2003 setzten sich der damalige Restitutionsbeauftragte der Stadt Wien, Kurt Scholz, das Bezirksmuseum Währing, sowie verschiedene Organisationen der SPÖ und der Grünen für Sanierungsarbeiten am Areal ein. Auch die Tageszeitung „Die Presse“ schrieb im Jahr 2005 einen Artikel zum Währinger jüdischen Friedhof. Dennoch blieb ein Durchbruch bei den Verhandlungen zur Sanierung aus.



Jüdische Waisenhäuser in Döbling

Erst als im Februar 2006 die Neue Züricher Zeitung über die katastrophale Lage am jüdischen Friedhof in Währing berichtete, bekam die Angelegenheit breite öffentliche Aufmerksamkeit. Nun erschienen Artikel in den österreichischen Tageszeitungen über den Verfall des Areals. Die Rettung des Währinger jüdischen Friedhofs wird seither in verschiedenen Gremien des Bundes, der Stadt Wien, der Parteien und der Wiener Bezirke diskutiert.

Saniert wurde der Friedhof zehn Jahre später immer noch nicht. Bis zur Gründung eines Friedhofsfonds im Jahr 2010 konnten sich die Stadt Wien und der Bund nicht zu einer Finanzierung durchringen. Die Sanierung des Areals soll frühestens 2018 in Angriff genommen werden. Die Republik Österreich will allerdings nur die Hälfte der Kosten übernehmen, die andere muss die Israelitische Kultusgemeinde aufbringen. Die Erhaltung des in der NS-Zeit zerstörten und von Umwelteinflüssen gezeichneten Friedhofs wird der Glaubensgemeinschaft hunderttausende Euro kosten.

Um den fortschreitenden Verfall des Friedhofsgeländes einzudämmen, veranstalten die Grünen regelmäßig Freiwilligentage, an denen die Pflanzen am jüdischen Friedhof gemeinsam gestutzt werden. Die Grünen organisieren auch Führungen durch den Friedhof mit der Historikerin Tina Walzer. Nähere Informationen gibt es unter : <https://wien.gruene.at/juedischerfriedhof>

Quellen:

- Walzer, Tina: Der jüdische Friedhof Währing in Wien: Historische Entwicklung, Zerstörungen der NS-Zeit, Status quo. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2011
- <http://www.david.juden.at/kulturzeitschrift/66-70/69-walzer.htm>
- <https://waehring-friedhof.at/entwicklung.html>
- <https://www.meinbezirk.at/waehring/lokales/juedischer-friedhof-waehring-endlich-wird-saniert-d2080325.html>
- <https://www.meinbezirk.at/waehring/lokales/juedischer-friedhof-waehring-endlich-wird-saniert-d2080325.html>

Die nach 1938 stattfindenden „Arisierungen“ betrafen nicht nur Wiener Wohnungen und Geschäfte, sondern auch soziale Einrichtungen wie Altersheime und Waisenhäuser. In Döbling befanden sich im Jahr 1930 vier der insgesamt zwölf jüdischen Kinderheime Wiens, darunter auch ein interkonfessionelles Säuglings- und Kleinkinderheim. Alle vier Einrichtungen mussten während der NS-Zeit geschlossen werden. Ein einziges Heim in Wien, jenes in der heutigen Tempelgasse 3 im 2. Bezirk, blieb bis 1945 erhalten.

Kennzeichnend für die Schließung der Waisenhäuser war dabei, dass diese nicht plötzlich vonstättenging. Stattdessen wurden die einzelnen Einrichtungen schrittweise aufgelöst, sodass die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) immer wieder dazu gezwungen war, neue Quartiere für die Kinder und Jugendlichen zu finden. Über die Schwierigkeiten, die sich daraus für die IKG während der NS-Zeit ergaben, berichtet Rosa Rachel Schwarz, die bis 1940 die Jugendfürsorge der IKG leitete:

Außer den rein jüdischen Heimen gab es in Wien noch ein interkonfessionelles Säuglings- und Kleinkinderheim im XIX. Bezirk, eine Wertheimstein'sche Stiftung für Kinder aller Konfessionen. Laut Mitteilung des Rathauses wurde dieses Heim eines Tages als rein jüdisches Heim erklärt. Die arischen Kinder sollten sofort anderweitig untergebracht werden. Vierundzwanzig Stunden nach dieser Mitteilung teilte mir die Leiterin des Heimes mit, ihr Heim sei von der nationalsozialistischen Frauenpartei besetzt und sämtliche jüdischen Kinder seien bis zum Abend zu übernehmen. Ich fuhr sofort in das Heim und versuchte den Termin verlängert zu bekommen, versuchte ein Haus zu ergattern, da man doch die Säuglinge und Kleinkinder nicht zusammen mit Schulkindern unterbringen konnte. Mit Mühe erwirkte ich einen 24-stündigen Aufschub.

Der Umstand, dass die IKG dazu gezwungen war, die Unterbringung auch für jene Kinder zu übernehmen, die zuvor in nichtjüdischen Heimen gelebt hatten, verstärkte die Raumnot zusätzlich.

Auch die anderen Einrichtungen in Döbling waren von den „Arisierungen“ betroffen und wurden an die NSDAP oder an einzelne Profiteur_innen übergeben.

Das Israelitische Waisenhaus für Knaben in der Probusgasse 2 ging 1939 in den Besitz des Ehepaars Hofbauer über und wurde zu einem Standort ihrer Schokoladenerzeugung umgebaut. Das Gebäude wurde 1997 zerstört und ist nicht mehr erhalten. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Senior_innenpflegeheim.

Auch das Charlotte Mereros-Itzeles Waisenhaus für israelitische Mädchen



Das ehemalige Mädchenwaisenhaus in der Ruthgasse 21

(Bauernfeldgasse 40, heute Bauernfeldgasse 4, 1190) musste unter der nationalsozialistischen Herrschaft geschlossen werden. 1939 wurde das Heim der privaten Stiftung, die es seit 1904 geführt hatte, entzogen und in die Allgemeine Stiftung für jüdische Fürsorge eingewiesen. Diese betrieb danach an dieser Stelle das Waisenhaus für jüdische Knaben und Mädchen. 1942 wurde das Heim an die NSDAP verkauft. Die darin untergebrachten Kinder wurden gemeinsam mit dem Personal deportiert. Im Jahr 1972 wurde das Haus ausgebaut und beherbergte mit dem Mammonides-Zentrum ein jüdisches Senior_innenheim der IKG.. Das Mammonides-Zentrum wurde 2009 in den 2. Bezirk übersiedelt, sodass sich heute an dieser Adresse ein neu errichtetes Wohnhaus befindet.

Ebenfalls in Döbling, in der heutigen Ruthgasse 21, befand sich das Mädchenwaisenhaus des Vereines zur Versorgung hilfsbedürftiger israelitischer Waisen. Es musste bereits 1936 aus finanziellen Gründen geschlossen werden, konnte jedoch in eine Sommertagesstätte umgewandelt werden, in der etwa 400 jüdische Kinder betreut wurden. Im Jahr 1939 war es ebenfalls von den „Arisierungen“ betroffen. Zunächst wurde in dem Gebäude Militär einquartiert, später wurde es in eine Wäschefabrik umgewandelt. Der große Backsteinbau ist noch erhalten, heute befinden sich Wohnungen darin.

In der Döblinger Langackergasse 12 befand sich während der NS-Zeit eine Private

Erziehungsanstalt für geistig abnorme und nervöse Kinder in der neben nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen auch rund zwanzig geistig beeinträchtigte jüdische Jugendliche untergebracht waren. Diese Jugendlichen mussten von ihren Eltern in der Einrichtung untergebracht werden, da ihnen aufgrund ihrer Beeinträchtigung die Aufnahme durch andere Staaten verweigert wurde und ihnen damit eine Ausreise aus Österreich nicht möglich war. Mit dem 31. August 1938 wurde die Vormundschaft für alle jüdischen Kinder und Jugendlichen, für die bisher die Gemeinde Wien verantwortlich war, auf die IKG übertragen. Daher übernahm Franz (Danneberg-)Löw die von 1937 bis 1945 als Jugendfürsorgerin der IKG tätig war, unter anderem die Vormundschaft für diese Jugendlichen.

Als Franz Löw darüber benachrichtigt wurde, dass diese Jugendlichen aus der Langackergasse ins Psychiatrische Krankenhaus am Steinhof gebracht werden sollten, bemühte sie sich so viele ihrer Schützlinge wie möglich vor der verharmlosend als „Euthanasie“ bezeichneten Mordaktion zu retten. Fünf der Kinder konnte sie bei Viktor Frankl im Rothschild-Spital unterbringen. Die anderen wurden innerhalb von kurzer Zeit von Mitarbeiter_innen der Anstalt abgeholt. Franz Löw berichtet:

Ich bin damals zum Direktor (Anm. der Psychiatrischen Anstalt) gegangen, habe den Direktor gebeten, die Kinder doch „Am Steinhof“ zu belassen. Er hat mir gesagt, ich müsse über jedes Kind einen Lebenslauf machen und ihm den am nächsten Tag um 8 Uhr in der Früh präsentieren. Am nächsten Tag hat man mich nicht mehr zum Herrn Direktor vorgelassen, sondern gesagt, dass diese Jugendlichen bereits abtransportiert worden sind. Diese Kinder wurden mit hoher Wahrscheinlichkeit in Oberösterreich, Hartheim in der Gaskammer ermordet.

Laut den Todesurkunden, die Franz Löw erhielt, waren die Jugendlichen an Herzversagen gestorben.

Quellen:

- Feuerstein-Prasser, Michaela; Milchrahm, Gerhard: Jüdisches Wien. Wien: Mandelbaum Verlag 2012.
- Hecht, Dieter J.: Lappin-Eppel, Eleonore; Raggam-Blesch, Michaela: Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Wien: Mandelbaum Verlag 2015.
- Löw-Danneberg, Franz: „Dieser Weg ist mir sehr schwergefallen“ <https://www.doew.at>
- Steinhardt, Beatrix: Franz Löw – eine jüdische Fürsorgerin im nationalsozialistischen Wien. Unter besonderer Berücksichtigung der NS-Zeit. Diplomarbeit an der Universität Wien 2012.

DAS ISRAELITISCHE BLINDENINSTITUT AUF DER HOHEN WARTE

Das „Israelitische Blindeninstitut“ auf der Hohen Warte 32 in Döbling wurde am 1. Dezember 1872 eröffnet und war noch 1935/36 die einzige jüdische Blindenerziehungs- und Ausbildungsanstalt der Welt. Daher hatte die Einrichtung, der auch ein Internat angeschlossen war, internationalen Charakter und bis 1938 kamen viele blinde Jüdinnen und Juden aus verschiedenen Herkunftsländern nach Wien um hier ihre Ausbildung zu absolvieren.

Im November 1938 leitete der Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände bereits das Verfahren zur Auflösung des „Israelitischen Blindeninstitutes Hohe Warte in Wien“ ein, die Umsetzung erfolgte aber erst mit Bescheid vom 12. Juni 1939. Dem Trägerverein des Institutes wurde die Liegenschaft Hohe Warte 32 im Sommer 1939, rückwirkend mit 15. Mai 1939, entzogen und in das Eigentum der „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ eingewiesen. Der Verein selbst wurde zwar aufgelöst, konnte aber kurzzeitig noch als „Jüdische Blindenanstalt, Taubstumm- und Krüppelhilfe Hohe Warte in Wien“ fortbestehen. Die Einrichtung, deren Führung bereits nach dem Novemberpogrom 1938 von der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) übernommen worden war, wurde von dieser Ende 1939 zwar faktisch nur mehr als „Alters- und Siechenheim mit Blindenabteilung“ geführt, im Gegensatz zu ihrer Bezeichnung nahm diese jedoch nach wie vor in erster Linie blinde und gehörlose Jüdinnen und Juden jeglichen Alters auf. Im Herbst 1940 erfolgte die endgültige Auslösung des Vereines und mit 8. November 1940 meldete der Polizeipräsident den Vollzug der Löschung aus dem Vereinsregister. Am 21. Jänner 1941 wurde die Liegenschaft Hohe Warte 32, da sie an „Arier_innen“ wegen der Anwesenheit „jüdischer Krüppel“ am freien Markt unverkäuflich war, an die Gemeinde Wien veräußert.

Nach dem „Anschluss“ wurden blinde Jüdinnen und Juden in zweifacher Hinsicht verfolgt. Sie waren sowohl aufgrund ihrer vom NS-Regime bestimmten jüdischen Herkunft als auch aufgrund ihrer Blindheit Repressalien ausgesetzt. Für blinde Menschen war es besonders schwierig ins Ausland zu flüchten, einerseits hatten sie aufgrund ihrer eingeschränkten körperlichen Möglichkeiten kaum Chancen zur Flucht, andererseits war ihre „Behinderung“ ein Ablehnungsgrund für Einwanderungsbehörden, entsprechende Visa auszustellen. Ab 1940 trat eine weitere Schikane in Kraft: Blindenschriftsendungen ins Ausland wurden gänzlich verboten, sodass die Kommunikation mit Betroffenen in anderen Ländern verunmöglicht wurde. Eine der wenigen Möglichkeiten zur Auswanderung bot sich durch die „British Blind Jewish



Ansicht des „Israelitischen Blindeninstituts“ aus dem Jahr 1938



Die Prager Künstlerin Helga Weisssová zeichnete blinde Gefangene im KZ Theresienstadt: „Blinde gehen zur Arbeit“

Society“ in London, die in erster Linie blinden Kindern und Jugendlichen zur Flucht verhelfen konnte. Mit dem Ausbruch des Krieges am 8. September 1939 endete jede Möglichkeit zur legalen Flucht.

Blinde oder gehörlose Jüdinnen und Juden, die nicht mehr im häuslichen Umfeld bleiben konnten, weil ihre Angehörigen noch rechtzeitig auswandern konnten, deportiert wurden oder durch die Kündigungswelle „nichtarischer“ Mieter_innen aus ihren Wohnungen vertrieben wurden, wurden im ehemaligen „Israelitischen Blindeninstitut“ aufgenommen. Bis 1942 blieb die Hohe Warte 32 die zentrale Anlaufstelle für blinde jüdische Menschen: Viele Betroffene, die außerhalb dieser Einrichtung lebten, kamen täglich auf die Hohe Warte, da sie und eine Begleitperson dort von der IKG gepflegt wurden.

Die Kündigung aus ihrer Wohnung hatte für blinde Menschen besonders schwerwiegende Folgen. Sie waren dadurch nicht nur gezwungen die ihnen vertraute Umgebung, in der sie sich gut orientieren konnten, zu verlassen, sondern hatten auch große Schwierigkeiten wieder eine Unterkunft zu finden.

Der blinde Musiklehrer Abraham Friedmann, der in der Heiligenstädter Straße lebte, schrieb beispielsweise am 6. Juli 1938 an das Bezirksgericht Döbling: „Die Aufkündigung trifft mich umso schwerer, da ich blind bin und ausserstande, irgendwie eine Wohnung zu finden. Insbesondere fällt das Wohnungsfinden jetzt schwer, da man einen Juden als Hauptmieter nicht nimmt und mich als Blinden nimmt aber schwerlich jemand in Untermiete.“ In der gleichen Straße lebte auch der blinde Bürstenbinder Felix Mahler, der ebenfalls nicht wusste, wo er unterkommen sollte und deshalb am 6. Juli 1938 vor dem Bezirksgericht Döbling Einspruch gegen seine Kündigung erhob: „Da es mir unmöglich ist, eine neue Wohnung zu verschaffen, würde ich durch die Kündigung als Blinder obdachlos werden.“

Im Februar 1941 begannen die Deportationen von Bewohner_innen des Heimes Hohe Warte 32 in die Ghettos und Vernichtungslager. Am 15. Juli 1942 erteilte SS-Hauptsturmführer Alois Brunner die Weisung zur vollständigen Räumung des Hauses. Diese erfolgte am 1. August 1942 mit der gleichzeitigen Übergabe des Gebäudes an die Verwaltung des Reichsgaues Wien, Gesundheitswesen, zur Unterbringung einer „sozialen Frauenschule“.

Bis 22. Juli 1942 wurden insgesamt rund 230 Personen jüdischer Herkunft von der Anschrift Hohe Warte 32 deportiert – ungefähr die Hälfte von ihnen dürfte blind oder schwer sehbehindert gewesen sein, die anderen waren ältere Menschen und Menschen mit anderen Beeinträchtigungen. Die zahlenmäßig größte Deportation von 179 Menschen erfolgte am 28. Juni 1942 mit einem insgesamt ungefähr 1.000 Menschen umfassenden Transport nach Theresienstadt. Nur drei dieser ehemaligen Bewohner_innen der Hohen Warte 32 überlebten, alle anderen wurden Opfer der Shoah: 114 starben in Theresienstadt, 48 in anderen Vernichtungslagern, die meisten davon in Treblinka sowie in Auschwitz und Maly Trostinec.

Im Jahre 1946 vermietete die Stadt Wien die offiziell noch immer in ihrem Eigentum stehende Liegenschaft Hohe Warte 32, an die Bundespolizeidirektion Wien, die dort das jetzige Polizeikommissariat Döbling errichtete. In ihrer Eigenschaft als Rechtsnachfolgerin des „Israelitischen Blindeninstitutes“ und nach einer Erklärung



2014 vom Verein „Steine der Erinnerung“ angebrachte Gedenktafeln für das Israelitische Blindeninstitut

der Stadt Wien, über die Liegenschaft nur treuhändig bis zu einer Rückstellung zu verfügen, willigte die IKG in den Mietvertrag ein. Da der IKG die notwendigen Mittel für die Wiedererrichtung des schwer bombenbeschädigten Hauses fehlten, erklärte sie auch im Fall der Rückstellung ihren Eintritt in den Mietvertrag. Am 31. Dezember 1948 beantragte die IKG die Rückstellung der Liegenschaft, aber erst 1956 anerkannte die Stadt Wien diesen Anspruch und beantragte ein Teilerkenntnis, welches sie am 19. Oktober 1956 zur Rückstellung der Liegenschaft an die IKG Wien verpflichtete. Derzeit steht die Liegenschaft im Eigentum der Bundesimmobiliengesellschaft.

Erst am 15. Oktober 2002 wurde auf Initiative der „Hilfsgemeinschaft der Blinden und Sehschwachen Österreichs“ eine Gedenktafel enthüllt, die an die Geschichte des „Israelitischen Blindeninstituts“ erinnert und der Opfer der Shoah gedenkt. Am 12. September 2014 erfolgte durch den Verein „Steine der Erinnerung“ die Anbringung zweier weiterer Gedenktafeln.

Quellen:

- Barbara Hoffmann: Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung. Blinde Menschen in der „Ostmark“ 1938–1945. Studienverlag, Innsbruck, 2012.
- Angelika Shoshana, Duizend Jensen: Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. „Arisierung“ und Restitution. Historikerkommission (Hg.), Wien, 2002.
- Viertes Bericht des amtsführenden Stadtrates für Kultur und Wissenschaft über die gemäß dem Gemeinderatsbeschluss vom 29. April 1999 erfolgte Übereignung von Kunst- und Kulturgegenständen aus den Sammlungen der Museen der Stadt Wien sowie der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. An den Gemeinderatsausschuss für Kultur und Wissenschaft. Wien, 2003.

Das Schicksal von Elise und Helene Richter – Weimarer Straße 83

Helene Richter wurde am 4. August 1861 geboren, Elise Richter kam am 2. März 1865 zur Welt. Die Schwestern wuchsen im großbürgerlichen Milieu des 1. Wiener Gemeindebezirkes äußerst behütet auf. Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1889 und ihres Vaters 1890 waren die Schwestern, obwohl bereits 26 und 29 Jahre alt, zum ersten Mal in ihrem Leben auf sich allein gestellt und stürzten sich auf das Reisen und private Studien.

Nachdem ab 1891 einige Professoren der Universität Wien erstmals Frauen, wenn auch nur als Gasthörerinnen, zuließen, ergriffen Elise und Helene als eine der ersten Frauen die Chance, an dieser bis dahin ausschließlich Männern vorbehaltenen Wissensvermittlung teilzunehmen. Schon zu diesem Zeitpunkt träumte Elise Richter von einer akademischen Laufbahn, aber der gleichberechtigte Zugang zur Universität, zu Lehre und Forschung und einer wissenschaftlichen Karriere war Frauen zu diesem Zeitpunkt noch versperrt.

Als 1896 endlich auch Mädchen und Frauen die Zulassung zur staatsgültigen Matura gestattet wurde, ergriff die 31-jährige Elise ihre Chance. Sie legte am 15. Juli 1897 im Akademischen Gymnasium die Maturaprüfung ab und inskribierte noch im Sommer 1897 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien die Fächer Romanistik, Germanistik, Indogermanistik, Allgemeine Sprachwissenschaft und Klassische Philologie. Helene verzichtete darauf über die Matura den Weg an die Universität anzutreten und schaffte es als Autodidaktin zu einer bedeutenden Anglistin sowie Theaterhistorikerin und -kritikerin zu werden.

Im Jahr 1901 bestand Elise Richter ihr Rigorosum mit Summa cum laude und dachte daran sich um eine Dozentenstelle zu bewerben, was die Mitglieder der Philosophischen Fakultät völlig außer Fassung brachte. 1940 schrieb sie in „Summe des Lebens“:¹

Ob ich mir denn nicht klar sei, wie gänzlich unmöglich es wäre, dass Männer sich von einer Frau unterrichten lassen usw. ... Grauensvolle Ausblicke in die Zukunft eröffneten sich ihrem Auge: Wenn sie Dozent ist, wird sie Professor werden wollen, und dann Dekan und Rektor... Es kostete viel Überredungskunst, ihnen darzulegen, dass die Mehrzahl von ihnen das sicher nicht mehr erleben würde.

Trotz aller Widerstände erhielt Elise Richter die grundsätzliche Zulassung zur Habilitation, legte im Mai 1905 das Kolloquium ab und hielt wenige Tage später ihren Habilitierungsvortrag, aber erst zwei Jahre danach erhielt sie die endgültige Lehrerlaubnis und hielt am 23. Oktober 1907 ihre erste Vorlesung. Damit war Elise Richter die erste, wenngleich unbezahlte, Privatdozentin Österreichs und Deutschlands. Nach 14 Jahren Lehrtätigkeit an der Universität Wien wurde Elise Richter 1921 als erste Frau in Österreich und Deutschland zum „a. o. (außerordentlichen) Professor“ ernannt; 1927 erhielt sie zumindest einen zweistündigen Lehrauftrag für Sprachwissenschaften und Phonetik. Eine Ernennung zum „ordentliche Professor“ bzw. der Titel des Ordinarius blieben ihr allerdings verwehrt – der Widerstand war zu groß. Diesbezüglich wurde ihr seitens des Unterrichtsministeriums mitgeteilt: „Was wollen sie eigentlich? Für Männer ist die Dozentur der Anfang der Laufbahn, für Sie zugleich das Ende. Niemals werden Sie zur Professur zugelassen werden.“



Elise Richter im Jahr 1907

Leben nach dem „Anschluss“

Als ich am 10. März 1938 die Dekanatstreppe hinanstieg, die ich in ihrer künstlerischen Schönheit mit allen auf ihr möglichen Lichteffekten stets so geliebt habe, dachte ich mir, wie so oft, wer weiß wie lange noch? Und: weiß der Teufel, wie gern ich es noch immer tue! Mit einem frohgemuten: 'Nächstes Mal mehr davon' stieg ich vom Katheder herab, um nie wieder zu kommen.

Am 12. März 1938, erfolgte der „Anschluss“. Elise und Helene Richter, die aus einer „assimilierten“ jüdischen Familien stammten wurden aufgrund der nationalsozialistischen „Rassentheorie“ über Nacht zu „Volljüdinnen“.

Am 26. März 1938 untersagte Unterrichtsminister Oswald Menghin allen Lehrenden jüdischer Abstammung jegliche weitere Tätigkeit an österreichischen Universitäten und am 6. April 1938 erfolgte der offizielle Entzug der Lehrerlaubnis.

Nun folgten die Schläge für uns Tag auf Tag. ... Es dauerte nicht lange, so bekam ich die Zuschrift, mich ‚aller Amtshandlungen zu enthalten‘. ... Nun kam die Aufforderung, im Dekanat den Ariernachweis zu erbringen. Ich sagte dem Dekan Christian, ich hätte das Geheimnis nicht erfahren, wie man sich

seine Großeltern aussuche.“

Auch der Zugang zur Universitätsbibliothek wurde Elise untersagt:

Ich traf dort Wilhelm Havers, der schüchtern und verstohlen meine Hand drückte, wartete längere Zeit auf bestellte Bücher, als ein junger Beamter zu mir trat und fragte, ob ich denn nicht den Türanschlag gelesen habe. Da stand, daß den nach dem Nürnberger Gesetz als Juden Geltenden der Eintritt ins Professorenzimmer sowie die Benutzung der Bibliothek – auch Entlehnung – untersagt sei. Ich könne vielleicht zum Direktor gehen, meinte der Beamte. Er wäre ihm ja sehr unangenehm, aber er müsse auf Einhaltung der Vorschrift sehen. Der Direktor war nicht in der Kanzlei, und ich überlegte mir, daß er keinesfalls die Macht und den Mut haben werde, eine Ausnahme zu machen. Ich wollte wenigstens die bestellten Bücher abwarten und dort noch einsehen. Sie kamen und kamen nicht. Der so gefällige Diener, der mich immer besonders gut behandelt hatte, sagte mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck, er wisse nicht, warum sie nicht heraufgeschickt würden. Offenbar durfte er nichts bringen. So verließ ich das Haus meiner liebsten und teuersten Stunden ... in tiefster Rührung und Schmerz.

Leben in der Weimarer Strasse 83

Nach dem Tod ihrer Eltern wohnten Elise und Helene Richter vorübergehend im 8. Wiener Gemeindebezirk bis sie sich dazu entschlossen sich im damals noch eher ländlichen Währinger-Döblinger Cottage-Viertel niederzulassen.

Wir erstanden dort einen Acker mit wunderschöner Rundblick bis auf die Berge Als ich an einem strahlenden Wintermorgen zum ersten Male den Fuß auf eigenen Grund und Boden stellte, war es ein freudiges Gefühl, und der Bau fesselte mich in allen Einzelheiten. Er begann im Frühling 1895. Jede Woche wurde ein Stockwerk vollendet. Wegen der Kostspieligkeit des Dachs über so eine geräumige Wohnung, die wir in einem Stockwerk vereinigen wollten – ich konnte doch keine Treppen steigen² –, wurde beschlossen, einen Stock zum Vermieten aufzusetzen. Das Ideal des Alleinwohnens war dadurch gestört.

Im Mai 1896 bezogen Elise und Helene ihr Haus in der damaligen Karl-Ludwig-Straße 69, die 1919 in Weimarer Straße umbenannt wurde; das Richterhaus erhielt die Nummer 83, „von wo es kein Ausziehen mehr geben sollte als auf den Friedhof.“

Die International Federation of University Women wollte Elise und Helene Richter noch 1939 bei der Emigration nach England unterstützen. Doch eine Ausreise zogen die Schwestern nicht in Betracht: „Ist der Heimatboden durch wüstes Getrampel zerstampft, besteht jede Absicht, uns die Heimat zu rauben, es ist doch die Heimat und wir sind zu fest in ihrem Boden verwurzelt. Wir können nicht fort.“

Die „Arisierung“ des Hauses in der Weimarer Straße 83, das sie zwar schon 1923



Das Haus der Schwestern in der Weimarer Straße 83

aus finanziellen Gründen an die Brüder Wolfgang und Rudolf Gutmann verkauft hatten, darin aber ein lebenslanges Wohnrecht behielten, stellte für Elise und Helene Richter eine weitere Bedrohung dar:

Aber wir hatten noch nicht die tiefste Stufe erreicht. Das Ärgste stand uns noch bevor. Als Hans Horst³ starb und die Wohnung frei wurde, erfuhren wir, dass nicht Vermietung geplant sei. Die 'arisierte' Güterverwaltung der Gutmannschen Liegenschaften hatte den Hausverkauf beschlossen. Wer würde einziehen? Das uns grundbücherlich gesicherte Wohnrecht war zwar nicht offiziell aufgehoben, aber, wie wir von anderer Seite erfuhren, 'dem Belieben der Partei' überlassen.

Die Hauseigentümer, die bereits im Frühjahr 1938 emigriert waren, mussten im Herbst 1938 ihr gesamtes Vermögen in eine sogenannte Auffanggesellschaft einbringen. Solche „Treuhand“ wurden auf Antrag der Vermögensverkehrsstelle gemäß der Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens zur Verwaltung und Veräußerung eingesetzt. Für die freigewordene Wohnung interessierten sich die Eheleute Ludmilla und Friedrich Wild; insbesondere Frau Wild bemühte sich das Haus zu erwerben. Da es im Interesse des nationalsozialistischen Regimes lag, die Übergabe ehemals jüdischen Eigentums an „arische“ Bürger_innen zu fördern, wurden alle bürokratischen Hürden rasch aus dem Weg geräumt, die zweijährige Verkaufssperre aufgehoben und im November 1940 bezogen die neuen Hausbesitzer_innen die seit über einem Jahr leerstehende Wohnung im ersten Stock.

Leben mit Büchern

Für Elise und Helene Richter waren Bücher lebensbestimmend, sie waren das Rückgrat ihres Alltags und bildeten die Grundlage für ihre wissenschaftliche Arbeit. Schon von Kind an Sammlerinnen, legten sie den Grundstein für ihre spätere ansehnliche Bibliothek. Ihre finanziell prekäre Situation zwang sie bereits 1938/1939 einige hundert ihrer wertvollsten Bücher zu verkaufen. Ab August 1941 versuchten die Schwestern einerseits aus finanziellen Gründen andererseits in der Hoffnung, dass die wertvolle Sammlung weiterhin der Wissenschaft dienen würde, die verbliebene Bibliothek im freien Verkauf an die Universitäts- und Stadtbibliothek (USB) Köln zu veräußern. Fünf Monate lang schrieben sich Elise Richter und Hermann Corsten, der Direktor der USB, Briefe, ohne dass es in diesem Zeitraum zum Versand eines einzigen Buches und deshalb auch nicht zur Überweisung von Geld gekommen ist.

Am 1. Dezember 1941, kurz bevor die langwierigen Verkaufsverhandlungen, in deren Rahmen auch ein Teil der Richter-Bibliothek an die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) übergehen sollte, abgeschlossen werden konnten, trat rückwirkend mit 15. Oktober 1941 eine neue Verordnung in Kraft, die Jüdinnen und Juden den Verkauf von Gütern verbot. Dadurch entstand für die Richter Schwestern eine noch gefährlichere Situation, denn auf Delikte wie „Vermögensverschleppung“ und für „betrügerische Juden“ waren drakonische Strafen bis hin zur Deportation in ein KZ vorgesehen. Durch zwei fatale Irrtümer wurde die Aufmerksamkeit der Gestapo auf Elise und Helene Richter gelenkt. Erstens gehörten Bücher gar nicht zu den bei der Vermögensverkehrsstelle anzumeldenden Gütern und zweites sandte die USB einen Brief zur Bestätigung, dass der Verkauf der Bücher bereits im September 1941 erfolgt war, irrtümlich nicht an die Vermögensverkehrsstelle sondern an die Adresse Morzinplatz 4, also an die Gestapo, wodurch nun eine Beschlagnahmung der Bücher im Raum stand. Da Elise auch bewusst wurde, dass sie über die Bezahlung nicht frei verfügen können würden, versuchte sie verzweifelt den Verkauf der Bücher rückgängig zu machen und erhoffte sich dadurch zumindest die Bücher zu behalten, noch wichtiger aber der weiteren Aufmerksamkeit der Gestapo entgehen zu können. Der damalige stellvertretende Leiter der ÖNB, Robert Teichl, quittierte dieses Ansinnen in einem Brief an Hermann Corsten mit: „Das Verhalten der beiden Jüdinnen entspricht durchaus ihrer Rasse und verdient schärfstes Vorgehen“

Im Frühjahr 1942 wurde dem Kölner Rechtshistoriker Prof. Dr. Hans Planitz, der 1941 an die Universität Wien versetzt wurde, die Wohnung in der Weimarer Straße 83 zugeteilt und diesem waren die bereits in Kisten verpackten Bücher im Weg. Folglich wurden diese fast zeitgleich mit der Einweisung von Elise und Helene Richter in ein jüdisches Altersheim von der ÖNB im Einverständnis mit der Gestapo abtransportiert und zumindest ein Teil zu diesem Zeitpunkt nach Köln geschickt. Anfang November 1942 wurde die „Liquidierung der Sache Richter“ weiter vorangetrieben und im März 1943 brachte die Direktion der ÖNB die Transaktion der Bücher nach Köln endgültig zum Abschluss und erhielt die dafür ursprünglich mit Elise Richter vereinbarten Zahlungen.

Aus heutiger Sicht erscheint der von Elise und Helene Richter versuchte freihändige Verkauf ihrer Bibliothek als schier unmögliches Unterfangen. Spätestens seit 1938

waren die Existenz von Elise und Helene und ihr Wohnsitz den Nationalsozialist_innen durch die von der Israelitischen Kultusgemeinde zu führenden Listen bekannt. Im Jänner 1942 wurde bei der Wannensee-Konferenz in Berlin die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen und auch Elise und Helene waren längst für die Deportation vorgesehen.

Tod in Theresienstadt

Am 10. März 1942 mussten Elise und Helene Richter ihre Wohnung in der Weimarer Straße 83 verlassen und wurden zwangsweise im jüdischen Altersheim in der Seegasse 16, im 9. Wiener Gemeindebezirk, einquartiert. Man ließ ihnen nur drei Stunden zum Packen, sie konnten nur die notwendigsten Habseligkeiten mitnehmen, alles andere mussten sie zurücklassen. Bereits am 1. Jänner 1942 enden Elises Tagebuchaufzeichnungen und mit ihrer Deportation auch ihre brieflichen Kontakte, sodass ihr weiteres Schicksal nur erahnt werden kann.

Im März 1942 begannen die Nationalsozialist_innen auf Befehl Adolf Eichmanns mit der Deportation von 20.000 Prager und 18.000 Wiener Jüdinnen und Juden nach Theresienstadt.⁴ Am 21. Juni 1942 begann der Abtransport der Menschen aus Wien und bis zum Oktober 1942 fuhren insgesamt 13 Züge nach Theresienstadt. Elise und Helene Richter befanden sich unter den 1.323 Jüdinnen und Juden, die am 9. Oktober 1942 vom Aspang-Bahnhof mit dem Transport IV/13 aus Wien deportiert wurden – Elise hatte die Nummer 598, Helene die Nummer 599. Wir wissen nicht, wo Elise und Helene in Theresienstadt einquartiert wurden, aber als sie ankamen, befanden sich dort rund 58.000 Menschen, der Höchststand, den dieses KZ je zu verzeichnen hatte und es ist hinlänglich bekannt, dass die Unterbringung und die hygienischen Zustände in dem überfüllten Lager katastrophal waren.

Die Sterblichkeit unter den zumeist älteren Menschen war immens hoch und so war im September 1942 von den ungefähr 14.000 aus Österreich deportierten Jüdinnen und Juden bereits ein Zehntel gestorben. Mehr als 16 Prozent der Menschen, die über 65 Jahre alt waren, starben innerhalb eines Monats nach ihrer Ankunft in Theresienstadt. Elise und Helene Richter waren zum Zeitpunkt ihrer Deportation bereits 77 und 81 Jahre alt und Helene gehörte zu den 2.209 Todesfällen, die im November 1942 in Theresienstadt verzeichnet wurden. Acht Monate später, am 21. Juni 1943, starb auch Elise.

Kein Lebens- und kein Sterbenszeichen

Nach 1945 gab es von Elise und Helene Richter kein Lebenszeichen, aber auch kein Sterbenszeichen. Das Haus in der Weimarer Straße 83 hatte den Krieg unzerstört überstanden und es stellte sich nun die Frage, wer die rechtmäßigen Eigentümer_innen waren. Wie tausende andere, die von den „Arisierungen“ profitiert hatten, musste nun auch die Hausbesitzerin Ludmilla Wild Rechenschaft ablegen. Obwohl sich Frau Wild manchen Aussagen zufolge gegenüber den Schwestern loyal verhalten und sie sogar mit Lebensmitteln versorgt haben soll und auch, wenn Frau Wild im späteren Entnazifizierungsprozess ihres Mannes als „glühende Nazi-Gegnerin“ dargestellt wurde, darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei den Wilds um besonders treue Parteigenoss_innen gehandelt haben muss, ansonsten wäre ihnen der Erwerb der Villa gar nicht möglich gewesen.

Ludmilla Wild reichte 1946 beim Magistratischen Bezirksamt in Döbling die "Anmeldung entzogener Vermögen" ein. Rudolf Gutmann, der mittlerweile in Kanada lebte, und sein Bruder Wolfgang, zu diesem Zeitpunkt in Brasilien, beantragten die Rückerstattung des Hauses. Die Rückstellungskommission stellte am 5. Dezember 1947 fest, dass die Antragsgegnerin den Antragsstellern die Liegenschaft sofort zurückzustellen habe. Obwohl das Urteil seit März 1948 rechtskräftig und vollstreckbar war, blieben die Wilds weiterhin in der Weimarer Straße 83 wohnen. Erst 1952 schlossen sie mit den Brüdern Gutmann einen Vergleich und Ludmilla Wild, die einst den von den Nationalsozialist_innen festgesetzten Preis für das Haus bezahlt hatte, erhielt von den Gutmanns einen Betrag ausbezahlt, der ungefähr den von ihr in der Zwischenzeit geleisteten Investitionen am Haus entsprach. Die Wilds wohnten bis zu ihrem Tode, Friedrich Wild starb 1966, Ludmilla Wild 1969, in der Weimarer Straße 83.

Interessanterweise wurde in dem vorangegangenen Rechtsverkehr die seit 1923 im Grundbuch eingetragene Klausel bezüglich des lebenslangen Wohnrechtes für Elise und Helene Richter wortwörtlich in den neuen Kaufvertrag übernommen. Erst 1972 als die Villa erneut verkauft werden sollte, fiel auf, dass Elise und Helene noch nicht offiziell für tot erklärt galten. Der im Kaufvertrag vereinbarten lastenfreien Übergabe stand das alte Wohnrecht der Richter-Schwestern im Wege. Folglich musste der Verkäufer zunächst einen gerichtlichen Antrag stellen und im Laufe des Verfahrens wurde Helene Richter am 13. Dezember 1972 offiziell für tot erklärt. Für Elise galt das gleiche Verfahren. In Ermangelung konkreter Daten wurde der Tag der Deportation als Todestag angegeben. Die Begründung dafür lautete:

Helene Richter ist am 9. Oktober 1942 aus rassistischen Gründen von Wien nach Theresienstadt gebracht worden und scheint in der Rückkehrdatei der Israelitischen Kultusgemeinde Wien nicht auf. Seither fehlt jede Nachricht. Auf Grund der festgestellten Tatsachen hat sich die verschollene Person in Lebensgefahr (§ 7 Todeserklärungsgesetz) befunden. Nach dem Ergebnis der Ermittlungen liegen Anhaltspunkte für einen wahrscheinlichen Zeitpunkt des Todes ... nicht vor. Es war daher ... der Beginn der Lebensgefahr als Zeitpunkt des Todes festzustellen. Da die Todeszeit nur dem Tage nach festgestellt ist, so gilt ... das Ende des Tages als Zeitpunkt des Todes.

Dem im September 1972 eingereichten Antrag konnte in der festgesetzten Kundmachungfrist niemand Nachrichten über den Verbleib von Elise und Helene Richter hinzufügen, sodass die Todeserklärung rechtskräftig wurde und der Eintrag ihres lebenslangen Wohnrechtes in der Weimarer Straße 83 endgültig aus dem Grundbuch gelöscht werden konnte.

Mittlerweile wurde doch noch nach Elise und Helene Richter gesucht. Der Internationale Suchdienst (IST) mit Sitz im hessischen Bad Arolsen, der zum Ende des Zweiten Weltkrieges gegründet wurde und dessen Hauptaufgabe die Suche nach während des Zweiten Weltkrieges vermissten oder verschleppten Personen war, ermittelte Anfang der 1980er Jahre das genaue Todesdatum von Helene mit 8. November 1942. Es dauerte noch bis 2005 bis sich auch das Schicksal von Elise

endgültig klärte. Auf dem Dokument ihrer Todeserklärung im Landesgericht Wien finden sich mittlerweile drei Sterbedaten. Zuerst eingetragen und handschriftlich durchgestrichen und korrigiert war der 31. Dezember 1947. Darunter wurde das Deportationsdatum, 9. Oktober 1942, vermerkt. Erst 2005 erfolgte die letzte amtliche Berichtigung des Todestages von Elise auf 21. Juni 1943.

Summe des Lebens

Als Frau habe ich jedenfalls so viel gegeben als empfangen. Ich empfang den Weg, was gewiß nicht gering zu schätzen ist, aber ich ging ihn, und hier darf ich wohl sagen, in vorbildlicher Weise. Denn ich war mir bewußt, daß von dem ersten Eindruck der Maturantin, der Studentin, der Dozentin, viel abhing. Ich gab den Frauenrechtlerinnen das erste Beweisstück, auf das sie sich stützen konnten, eben weil ich alles Frauenrechtlerische und "Kriegerische" ganz vermied und mich rein sachlich vorarbeitete. In der Geschichte der Frauenbewegung wird daher mein Name eine gewisse Bedeutung behalten. Sehr leidvoll gewiß, aber auch sehr freudvoll, kampfbewegt, reich an Inhalt war dieses Leben. Es war wert, gelebt zu werden.

Am 9. Oktober 1940, genau zwei Jahre vor ihrer Deportation nach Theresienstadt, beendete Elise Richter mit diesen Worten die Aufzeichnungen über ihr Leben.

Fußnote:

- [1] Alle weiteren Zitate, die sich auf das persönliche Leben von Elise und Helene Richter beziehen, sind nach Summe des Lebens zitiert.
- [2] Sowohl Helene als auch Elise Richter waren seit ihrer Jugend mit gesundheitlichen Problemen konfrontiert. So erkrankte Elise bereits in ihrem zwanzigsten Lebensjahr an Gelenksrheumatismus, und lebte von da an nie völlig schmerzfrei; sie musste oft montagelang liegen und ein Stützkorsett tragen und konnte keine Stiegen steigen.
- [3] Hans Horst Mayer, Arzt und Professor für Pharmakologie, war seit 1904 Mieter der Wohnung im 1. Stock.
- [4] Weitere Informationen zu Deportationen siehe: Broschüre zum Antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2016, Wien 3. Bezirk, Landstraße.

Quellen:

- Elise Richter: Summe des Lebens. Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.). Wien 1997.
- Christiane Hoffrath: Bücherspuren. Das Schicksal von Elise und Helene Richter und ihrer Bibliothek im "Dritten Reich". 2. Auflage. Böhlau Verlag, 2010.
- Weblog über Elise und Helene Richter: richter.twoday.net

Die Schildkröten

Veza Canetti. Fischer. 2011

Die Sozialistin Veza Canetti (Venetiana Taubner-Calderon) war mit dem Schriftsteller Elias Canetti verheiratet, ihr eigenes literarisches Schaffen blieb jedoch zu Lebzeiten unbekannt. Vor ihrer Flucht nach London im November 1938 lebte sie in der Himmelstraße 30/8 in Döbling. Die Villa spielt auch eine wichtige Rolle in ihrem autobiographisch geprägten Roman „Die Schildkröten“. Der Text entstand 1939 und thematisiert unter anderem das Leben vor der Auswanderung in Wien.

Es war damals eigentlich keine Delogierung, man ließ sie in der Wohnung zurück, Mutter und Tochter, allerdings nackt, so daß die Greisin dann den Staub in der Luft wischen mußte. Ihre Möbel hat man hinunter auf die Straße getragen und auf der Straße an jeden beliebigen Passanten verkauft. Denn Möbelwagen gibt es schon seit Wochen keine, in der ganzen Stadt nicht, sie sind alle für Delogierung im voraus gemietet. Für „strafweise“ Delogierungen von Menschen, die den Weltkrieg verschuldet haben, wie die Greisin und ihre Tochter. Die meisten ihrer Möbel kaufte das Ladenmädchen aus der Putzerei unten im Haus. Sie stellte sich vors Haustor und benahm sich wie tollwütig. Sie erwarb fast die ganze Einrichtung für einige Mark und ließ sich alles ins Magazin stellen. Sie keifte dabei laut in die Luft hinein, denn es war niemand da, der es ihr verwehrte, zwei hilflose Frauen um ihre letzte Habe zu bringen. Gehässig riß sie ihr Gesicht hin und her, abwechselnd blaß und rot vor Zorn und nur mit wenig Publikum. Sie war zu jung für soviel Geifer, vielleicht war sie so boshaft, weil sie zwei verschiedene Augen hatte, solche Menschen sind oft verbittert.

Aber wiewohl Felberbaum eine so freundliche Erklärung für die Erbitterung der Menschen hatte, seine Wirte folgten ihm nur zerstreut. Er merkte es, wollte das Thema ändern, geriet ins Stottern und erzählte in seiner Verlegenheit gerade das, was er hatte verschweigen wollen. Daß auch er nämlich als Käufer auftrat, sich neben das tollwütige Ladenmädchen stellte und von dem Braunhemd, der es anscheinend sehr eilig hatte, seine Ware loszuwerden, ein Bett zurückkaufte. Dieses Bett ließ er eine Weile auf der Straße stehen und trug es erst später selbst ins Haus zurück und in das Vorzimmer der Greisin. Er kaufte genaugenommen zwei Betten, aber als er das zweite Bett ächzend aus den Fugen hob, um es stückweise zurückzubefördern, stürzte das Ladenmädchen wie eine wütende Katze aus der Putzerei heraus und protestierte, mit einem drohenden Hinweis auf seine Nase. (S. 208 – 209)

3

Schicksale jüdischer Schüler am Gymnasium 19

Beitrag von Martin Krist

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme verschlimmert sich die Situation der jüdischen SchülerInnen radikal. Wer als Jude oder Jüdin gilt, bestimmen die Menschen nicht selbst, sondern die „Nürnberger Rassegesetze“. Es besteht wohl kaum ein gesellschaftlicher Bereich, in dem sich die antisemitischen Vorurteile über die „minderwertige jüdische Rasse“ so leicht als falsch herausstellen wie in der Schule. Jeden Tag, ja jede Schulstunde, haben jüdische und nichtjüdische SchülerInnen die gleichen Anforderungen zu erfüllen, die gleichen Aufgaben zu lösen oder gemeinsam Sport zu betreiben. Nicht selten decken sie sich, wenn es darum geht, einen Streich, die Herkunft eines Schummelzettels oder die unerlaubte Abwesenheit vom Unterricht, das Stangeln, vor den LehrerInnen geheim zu halten. Sie bilden eine Einheit, eine Klasse eben, und deren einzelne Mitglieder wissen oft Dinge voneinander, die sogar den Eltern – und erst recht den LehrerInnen – verborgen bleiben. Dass dieses „Zusammenleben“ in den einzelnen Schulklassen für die Nationalsozialisten natürlich ein unhaltbarer und inakzeptabler „Zustand“ ist, ist leider klar.

Deshalb kommt es bereits Ende April 1938 zum Ausschluss der jüdischen SchülerInnen aus den Wiener Schulen. In der Pflichtschule werden eigene „Judenklassen“ geschaffen, wenn genügend jüdische SchülerInnen die jeweilige Schule besuchen. Oder die jüdischen SchülerInnen müssen in den letzten Bankreihen, den „Eselsbänken“ Platz nehmen, wohin sonst nur die leistungsschwächsten SchülerInnen gesetzt werden. Wenig später müssen die Volks- und HauptschülerInnen die Schulen verlassen. 5.992 jüdische Kinder kommen in 14 jüdische Sammelschulen mit 148 Klassen, im Schnitt über 40 SchülerInnen pro Klasse. Für viele Kinder – vor allem für die jüngeren – bedeutet dieses Ereignis das erste bewusste Wahrnehmen von Ausgrenzung und Diskriminierung. Der zehnjährige Harry Kaufmann, Schüler des G19, Gymnasiumstraße: „Ich weinte, weil mein neuer Atlas nun wertlos war – meine Eltern weinten auch, aus anderen Gründen.“

Die aus Gymnasien fortgejagten SchülerInnen kommen zunächst in sogenannte „jüdische Sammelschulen“. Aus dem G19 werden 104 Schüler, damals ist diese Schule eine reine Knabenschule, ausgeschlossen. Das ist etwa ein Drittel aller Schüler. Sie kommen zunächst ins Gymnasium in der Wasagasse (im Austausch mit den dortigen katholischen Schülern), danach in die Kalvarienberggasse im 17. Bezirk.

Wie viele höhere SchülerInnen von dieser Maßnahme betroffen sind und in diesen Schulen oder vereinzelt auch in „Sammelklassen“ konzentriert werden, ist bis heute nicht

genau feststellbar – vermutlich sind es an die 6.000 Kinder und Jugendliche. Unterricht findet kaum mehr statt – alles dreht sich um die ersehnte Ausreise. Die Zahl der jüdischen SchülerInnen verringert sich aufgrund von Auswanderung und Flucht, aber auch wegen Verhaftungen, kontinuierlich. Otto Walter, ebenfalls aus dem G19 ausgeschlossen und danach Schüler einer Hauptschule in der Währinger Straße, hat äußerst schlechte Erinnerungen an diese Zeit. Seine Schule befindet sich im hinteren Trakt des Gebäudes, der vordere ist von der SS beschlagnahmt. Und es kommt immer wieder vor, dass SchülerInnen nicht zum Unterricht erscheinen, weil sie verhaftet werden.

Durch die Ereignisse des Novemberpogroms am 10. November 1938 verstärkt sich der Druck auf die jüdische Bevölkerung Wiens enorm. An diesem Tag wird auch eine sehr große Zahl von Wohnungen arisiert. Georg Auer, Schüler des G19, erinnert sich:

Die sind einfach hineingekommen am 10. November, ich weiß den Namen nicht, ich muss im Klassenbuch nachschauen (ein ehemaliger Klassenkollege aus dem G19 war unter den Ariseuren, Anm. M.K.), den hab ich verdrängt, den Kerl (...), die sind gekommen und haben uns rausgehaut. (...) Meine Mutter war eine kräftige Fleischhauerstochter aus Böhmen, und bei meiner Geburt ist sie schrecklich geschwächt worden und hat Arseninjektionen bekommen, die ihre Schilddrüsen geschädigt haben, sodass sie, wenn sie nur ein Glas Wasser getrunken hat, dicker geworden ist. Sie war schrecklich dick, sie konnte also nicht so gehen, und die Hausmeisterin hat ihr einen Sessel gebracht, damit sie sich niedersetzen kann, und da kam dieser Bub und wollte ihr den Sessel mit dem Fuß wegschlagen. Da ist die Hausmeisterin hingegangen und hat gesagt: ‚Lassen Sie sie in Ruh, schleichen Sie sich!‘ Die hat den Mut gehabt, das war nicht einfach, und sie hat auch genau aufgeschrieben, was die aus unserer Wohnung geschleppt haben. (...) Solche Leute hat es gegeben, es waren kleine Zeichen des Andersseins.

Mehrere Familienangehörige der vom G 19 vertriebenen Schüler werden in den Morgenstunden des 10. Novembers verhaftet. So etwa der Vater von Berthold Knoll, der gezwungen wird, an der Zerstörung der Synagoge in der Dollingergasse teilzunehmen. Danach wird er in das Aushilfsgefängnis Karajangasse gebracht und derart geschlagen und misshandelt, dass er am 19. November im Allgemeinen Krankenhaus an seinen Verletzungen stirbt.

Auch der Vater Paul Tochs und seine Onkel werden verhaftet. Die Onkel werden nach Dachau und später in andere Konzentrationslager verschleppt, sein Vater wird nach einer Woche Haft im Polizeigefängnis auf der Roßauer Lände entlassen und befindet sich aufgrund der Misshandlungen in einem furchtbaren Zustand. „Ich selbst war damals gerade 16 Jahre alt“, berichtet Paul Toch.

Dasselbe hätte mir auch passieren können, aber ich bin den ganzen Tag auf den Straßen hin- und hergegangen und in der Nacht habe ich mich versteckt. Vielleicht schaute ich arisch genug aus, sodass mich niemand aufgehalten hat, oder vielleicht schaute ich zu jung aus. Warum mein Vater wieder nach Hause durfte und seine Brüder nicht, davon hatte man keine Ahnung. Wir haben alle

gewusst, dass wir in großer Gefahr waren; wie groß und tödlich konnten wir uns damals noch gar nicht vorstellen.

Am 10. November 1938 hält sich der 17-jährige Reinhold Eckfeld in der Nähe seiner ehemaligen Schule auf, als ihn SS-Männer Ecke Lannerstraße/Weimarerstraße anhalten und ein SS-Mann ihn fragt:

‚Sind Sie Arier?‘ – ‚Nein.‘ – ‚Sind Sie Jude?‘ – Nach etwas Zögern: ‚Nein.‘ – ‚Ja, zum Teufel, was denn sind Sie?‘ – ‚Ich bin Mischling.‘ – Ein anderer SS-Mann wendet sich zu dem, der mich angehalten hat, und fragt: ‚Was ist los?‘ – ‚Er sagt, er ist Mischling‘, und zu mir, ‚haben Sie Dokumente bei sich?‘ – ‚Nein, ich habe nichts bei mir.‘ – ‚Stellen Sie sich mal dorthin!‘ Ich stelle mich zu den anderen dazu, die dort an der niedrigen Mauer und am Zaun stehen, Hände in den Manteltaschen, da es kühl ist, und resigniert und stumm zusehen, wie weitere Passanten zur Ausweisleistung angehalten werden. Andere Trupps von SS-Leuten gehen von Haus zu Haus in dem Villenviertel und bringen die Juden heraus und zu uns dazu.

1940 hält Eckfeld in seinem Fluchtland Australien die Gedanken fest, die ihm durch den Kopf gehen:

Die Lannerstraße herauf kommen meine beiden ehemaligen Schulkollegen M. und E., beide in SS-Uniform. Mit M. war ich noch Tags vorher spazieren und des Abends in seiner Wohnung (...). Ich sehe den beiden entgegen und schaue recht unbekümmert und unbeteiligt drein. M. vermeidet verlegen meinen Blick, nur E. sieht mich etwas erstaunt an und sagt halblaut zu sich selbst: ‚Ah, der Eckfeld.‘ Die Hoffnung, dass die beiden für mich intervenieren könnten, lasse ich im selben Augenblick wieder fallen, da mir ja sofort zum Bewusstsein kommt, dass es für sie schädlich wäre, wenn sie sagten, dass sie mit mir bekannt wären.

Da irrt Reinhold Eckfeld, denn eine Intervention hätte durchaus Erfolg haben können. Denn bei seiner Festnahme sind sich die SS-Männer ja nicht sicher, ob sie ihn als „Mischling 1. Grades“ überhaupt verhaften sollen. Aber so verschleppt ihn die SS in die Polizeireithalle Pramergasse. Er kommt aber glücklicherweise am nächsten Morgen frei.

Reinhold Eckfeld gelingt wenige Tage vor Kriegsausbruch die Flucht nach Großbritannien und er kommt schlussendlich nach Australien, wo er am 16. April 2017 im 96. Lebensjahr stirbt.

Quellen:

- Reinhold Eckfeld „Letzte Monate in Wien. Aufzeichnungen aus dem australischen Internierungslager 1940/41“. Hrsg. v. Martin Krist. Wien 2002.
- Martin Krist, Vertreibungsschicksale. Jüdische Schüler eines Wiener Gymnasiums 1938 und ihre Lebenswege. Wien 1999, 2. erweiterte Aufl. 2001.
- Martin Krist/Albert Lichtblau, Nationalsozialismus in Wien. Opfer – Täter – Gegner (= Nationalsozialismus in österreichischen Bundesländern Bd. 8). Innsbruck/Wien/Bozen 2017.

Polizeiamt Döbling: Verhaftungen während des Novemberpogroms

Am 10. November um 4 Uhr morgens erhielten die Polizeiämter in Wien den Auftrag, Juden zu verhaften. Im Haus Kreindlgasse 13, Ecke Gatterburggasse, befand sich das Polizeiamt Döbling. Es war für den 19. und für den 26. Bezirk zuständig – die Nazis hatten Klosterneuburg eingemeindet und zum 26. Wiener Gemeindebezirk erklärt.

Im vorangegangenen Artikel (siehe Seite 31) wurde bereits beschrieben, wie der 17-jährige Reinhold Eckfeld in der Nähe seiner ehemaligen Schule festgenommen wurde. Die verhafteten Juden mussten nun in Zweierreihe abmarschieren und wurden zur Polizeistation Kreindlgasse gebracht. An das, was Reinhold Eckfeld dort am 10. November erlebte, erinnert er sich später:

Durch die Fenster sieht man auf dem gegenüberliegenden Gehsteig Leute stehen, Frauen, Männer, Kinder, Hunde, Fahrräder, die alle zu uns herüber schauen; auf vielen Gesichtern ist Schadenfreude, Neugierde, Sensationslust und Freude zu sehen, dass wieder mal ‚was los ist‘. Noch immer werden neue Trupps von Juden eingeliefert. Man hört ununterbrochen Schritte auf den Stiegen, im Hausflur, einmal eine aufschreiende Frauenstimme; die Männer berichten, wo sie arretiert wurden etc.: Man hat sie aus den Wohnungen, aus den Betten, aus den Geschäften, aus den Straßenbahnen etc. herausgeholt. Man ließ sie den Dollinertempel abtragen, andere Arbeiten verrichten, turnen, man schlug sie, trat sie, beschimpfte sie, bestahl sie um Geld und Wertsachen. – Wie es dunkel zu werden beginnt, werden die Rollos herabgelassen, das Licht angedreht, und es wird strengstens verboten, etwa die Rollos hinaufzuziehen und etwa aus dem Fenster hinauszusehen. [...]

Von da an beginnen Lastautos vorzufahren, mit denen die ‚Schutzhäftlinge‘ abtransportiert werden. Es wird vorübergehend still in unserem Raum, in dem ungefähr 25 Personen sind. Man hört das Gehen der Gefangenen im Hausflur, auf dem Gehsteig, man hört das Geräusch, wenn sie auf Lastautos steigen, man hört Rufen, Schreien, alles gedämpft durch die Doppelfenster hindurch, man kann nichts sehen, dann hört man deutlich den dumpfen Knall in der Nacht, wenn der hintere Verschlussdeckel des Wagens zugeschlagen wird – ein Geräusch, dass uns noch lange in Erinnerung bleiben wird, dann hört man das Geräusch des anlaufenden Motors und

dann das Abfahren des schweren Wagens mit seiner Last von Elend und Verzweiflung, begleitet vom Johlen dieser gemeinen Menge, die außerhalb des Hauses noch immer auf dem Gehsteig steht und jeden neuen Transport mit ihrem Freudengejohle begleitete, sich ergötzend am Jammer ihrer ‚Mitmenschen‘. Bei jedem Wagen, der abfährt, fragt man sich, wohin fährt er, fährt er gleich nach Dachau, oder werden wir erst in irgendein anderes Gefängnis in Wien gebracht.

Gegen halb zehn kommt ein SS-Verfügungstruppenmann in den Raum, in dem wir uns befinden. Wie er die Schwelle übertritt, gibt er dem ihm zunächst Stehenden, einem schwächlichen Mann von ungefähr 50 Jahren, einen Fußtritt mit seinem Stiefel, dass der Mann durch den Raum fliegt. Es tritt sofort Totenstille ein, alles weicht von der Tür zurück, die, die auf dem Boden sitzen, springen auf, alles ist stumm. – Der SS-Verfügungstruppenmann trägt Stahlhelm, Mantel, Bajonett an der Seite, Röhrenstiefel. Er ist ziemlich groß, stark gebaut und hat ein brutales Gesicht. Er schreitet in den Raum, brüllt, schnuppert in der Luft, fragt, wer geraucht hat. – Es meldet sich einer, der brüllt ihn an, schlägt ihn, befiehlt ihm als Strafe Kniebeugen zu machen, lässt ihn später sich mit dem Gesicht zur Wand stellen, Hände hoch heben und die Finger strecken und zusammenziehen, strecken und zusammenziehen und so fort und so fort. Er wendet sich einem andren zu, der mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt steht, zieht ihn hervor, ohrfeigt ihn, brüllt. Er versetzt einem andren, der bei der Tür steht, zwei Ohrfeigen, sodass er strammzustehen bemüht ist, umkippt und seine Wangen röten sich. Auch er muss Kniebeugen machen, die der Betreffende sehr stramm macht. Er fragt ihn höhnisch: ‚Warst du wohl schon mal in Dachau, eh?‘ Daraufhin geht er dann umher, sieht sich den einen anderen ganz scharf an, tritt nahe an sie heran, als ob er sie jeden Moment schlagen wollte und lächelt so sadistisch, wie ich es noch nie von einem Menschen gesehen habe. Der Mann, der mit erhobenen Armen an der Wand steht, dreht den Kopf herum und keucht mit rotem Kopf, er könne nicht mehr, er sei herzleidend, worauf ihn das Biest nur anbrüllt: ‚Weitermachen!‘ Nach einigen Minuten schnappt er dann: ‚Einstellen‘; und geht.[...]

Wir werden dann von der Polizei noch mehrere Male gezählt, unsere Anzahl und Namen nachgeprüft, und ungefähr um viertel elf kommt der Befehl zum Abmarsch. Wir verlassen in Einzelreihe den Raum und gehen durch ein Spalier von Polizei, SS und SA zum Lastwagen, einem Truppenbeförderungswagen der SS-Verfügungstruppe. Wie ich aus dem Haus herauskomme, habe ich nur ganz kurz Zeit, einen Blick um mich zu

werfen. Es ist Nacht, kalt, kein Schneefall oder Regen, es steht auf der gegenüberliegenden Straßenseite noch immer eine größere Menschenansammlung, die wieder in Schadenfreude und Hohnrufe ausbricht.

Reinhold Eckfeld musste in den Lastwagen steigen ohne zu wissen, wo es hingehet. Er wurde in die ehemalige Polizeireithalle in der Pramergasse 15 im 9. Bezirk gebracht. Dort hatten die Nazis ein Sammellager eingerichtet. In den frühen Morgenstunden des 11. Novembers wurde er gemeinsam mit einigen anderen Unter-18-jährigen freigelassen.

2800 Juden wurden im Notarrest Pramergasse eingesperrt. In Wien gab es mehrere dieser Notarreste, in die man Juden und Jüdinnen während des Novemberpogroms brachte: In der Karajangasse im 20. Bezirk, in den Sofiensälen im 3. Bezirk und in der Kenyongasse im 7. Bezirk.

Ein weiterer Döblinger, der wie so viele am Morgen des 10. Novembers verhaftet wurde, war der Journalist Ernst Benedikt, bis 1935 Herausgeber und Chefredakteur der „Neuen Freien Presse“. Ernst Benedikt wurde um halb neun in der Früh von einem Wachmann von zu Hause abgeholt und zunächst ins Kommissariat Grinzing gebracht, bevor er von dort aus in die Kreindlgasse überstellt wurde. Er schreibt später in einem Brief, dass er den Ernst der Lage unterschätzt habe. Die Stunden am Kommissariat Grinzing habe er eher als langweilend, denn als bedrohlich empfunden:

Ganz kurz wurde jeder von uns protekollarisch [sic] verzeichnet und formell verhört und dann begann jene Periode, die alle Militärflichtigen als die wichtigste der Rekrutenzeit kennen – nämlich die Periode des Wartens.

Stunden vergingen, der Mittag kam, ehe wir vom Kommissariat [sic] Grinzing, hübsch in Reihen geordnet, durch einen Tramwaywagen – niemand dachte an Gefahr und Flucht – ins Kommissariat Gatterburggasse geleitet wurden. Ich hatte noch mit meiner Frau telefonisch sprechen können und ihr – im besten Glauben an meine baldige Befreiung – zugeredet, sie möge den wenigen Freunden, die zum Mittagessen geladen waren, nicht absagen.

Auch in der Gatterburggasse, in größeren Zimmern, umgeben von mehreren hundert Schicksalsgenossen, änderte sich das Bild des „Wartesaals“ nicht. [...] Seltsam ist mir heute, dass keines der vielen Gesichter – ich hatte nur einen einzigen Bekannten, und der gehörte nicht zu den angenehmsten – mir in Erinnerung geblieben ist. Alles ist wie von einem Schleier und Nebel bedeckt, diese Rotte verschüchterter, leise sprechender Menschen, die gekalkten, leeren Wände, die paar Bänke und Stühle, die von den Älteren besetzt waren, der flüchtige Ausblick aus den schon von der Dämmerung verdunkelten Fenstern auf die Gasse – auf das uns nicht mehr erreichbare „Freie“ – wo sich eine Schar hoffnungsvoller Jugend in froher Erwartung manerieartiger Erlebnisse versammelt hatte.



Ernst Benedikt mit seiner Frau Irma

Es fehlte mir natürlich jede genaue Zeitbestimmung, wann unser Transport erfolgte, ja alle Vorgänge in diesem Kommissariat, das ich später kaum mehr erkannte, dessen Räume sind wie ins Leere gedrückt durch die späteren Ereignisse. Denn schon der Transport, der plötzlich abends verfügt wurde, lehrte uns wessen wir uns zu versehen hätten. Die SS übernahm die Angelegenheit, die Riesengarde der Gestapo, die „Verfügungstruppe“ des Herrn Himmler – der war von jetzt an unser Herr über Leben und Tod. Und sofort meldete

sich jener Begriff, der Begriff aller Begriffe – der Vorwand für tausendfachen Terror, ja identisch mit diesem selbst, nur ins Zeitliche übertragen – nämlich das Tempo. Tempo, das heißt: Du wirst wie ein Wagenballen in einen dunklen Wagen geschleudert, der halbmannshoch und ohne Trittbrett dem Nichtturner und -kletterer, dem Älteren und Müden ein schwieriges Problem bedeutet. (Mir gelang es, mit einer mir heute kaum begreiflichen Raschheit, mich an einer Eisenkette hinaufzuhangeln, die von der Bedachung des Wagens herabhing.) Tempo, das war die schallende Ohrfeige, die auf die Wange des Menschen niedersauste, der auf meinem Schoss sass. Tempo, das war die zweite Ohrfeige, die der Arme mit gleicher Wucht auf seine andere Wange empfing, als er, begreiflicher Scham gehorchend, mit seiner Hand die getroffene Stelle berührte. Ich werde ihn nie sehen, diesen meinen Beschützer, und habe ihn nie gesehen und doch dank ich ihm, daß ich im Hintergrund sitzend nicht unmittelbar den beiden Bestien ausgeliefert war, die uns zu unbekanntem Ziele führten. Und wieder – beim Aussteigen – was spreche ich von Aussteigen? – beim Herausgepeitscht – Herausgehetzt werden aus dem hohen Wagen ohne Stufen – Tempo, Tempo! – bewahrte mich irgendein guter Geist. Denn ich sprang nicht nur ohne zu fallen, ich rutschte auch – mir fällt kein anderer Ausdruck ein – blitzschnell an dem Kerl vorüber, der mir einen tüchtigen Fußtritt und eine Maulschelle zugebracht hatte, so daß er, halb bewundernd, halb ärgerlich in einem, ihm rassistisch fremden Dialekt verfallend mir nachrief: „Hast Du a Masel!“

Die Fahrt führte, wie auch bei Reinhold Eckfeld, vom Polizeiamt Kreindlgasse, Ecke Gatterburggasse, zur Polizeireithalle Pramergasse und von dort später in das Sammellager Kenyongasse. In den beiden Notarresten erlebte Ernst Benedikt

Demütigungen und Misshandlungen: Die Gefangenen bekamen tagelang nichts zu essen, wurden geschlagen, durften sich in der Nacht nicht hinlegen. Die Hoffnung, bald wieder freigelassen zu werden, hatte Ernst Benedikt längst begraben. Bis zum 15. November blieb er in der Kenyongasse eingesperrt und wurde dann ins Landesgericht überstellt. Nach seiner Freilassung musste er u.a. wegen Blutungen für längere Zeit ins Krankenhaus. 1939 gelang es ihm, Wien in Richtung England zu verlassen. Er ließ sich schließlich in Schweden nieder, wo schon seine Tochter lebte, und kehrte 1962 nach Wien zurück.

Wir kennen die Geschichten von Reinhold Eckfeld und Ernst Benedikt, weil sie fliehen konnten und überlebten. Viele andere Geschichten kennen wir nicht. Während des Novemberpogroms wurden in Wien 6547 Jüdinnen und Juden festgenommen, circa 3700 von ihnen wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert.

Aber auch wer nicht deportiert und nach dem Pogrom wieder aus der Haft entlassen wurde, konnte sich nicht sicher sein zu überleben. Denn Menschen, die nach den „Nürnberger Rassengesetzen“ als Jüdinnen und Juden galten wurde die Ausreise von den Nazis bereits vor dem Novemberpogrom erschwert – selbst dann, wenn sie gültige Visa hatten. Nach dem Pogrom wurde die Ausreise noch dringender, aber auch noch schwieriger: Am 12. November wurden den Juden und Jüdinnen eine sogenannte Sühneleistung von einer Milliarde Reichsmark auferlegt. Wer auswandern wollte, musste nun zusätzlich zur ‚Reichsfluchtsteuer‘ auch die sogenannte Judenvermögensabgabe zahlen.

Einen Eindruck davon, wie schwierig sich die Ausreise schon 1938 gestaltete, gibt uns die Historikerin und Feministin Gerda Lerner (geborene Kronstein), die vor ihrer Flucht aus Wien in Döbling lebte:

Die Nazis hatten einige Verwaltungsverordnungen erlassen, die es sogar den Juden, die das Glück hatten, Einreisevisa für andere Länder zu haben, außerordentlich erschwerten, die notwendige Ausreiseerlaubnis zu erhalten. Alle, die emigrieren wollten, mussten sich ein Dokument besorgen, durch das bescheinigt wurde, dass sie keine Steuerschulden hatten. Dieses Dokument musste von vier verschiedenen Verwaltungsstellen beglaubigt und gestempelt werden, und der Ausreisewillige musste seine Geburtsurkunde, den Staatsbürgerschaftsnachweis und den Meldezettel vorweisen. Man musste sich eine Ausreiseerlaubnis von der Polizei besorgen, einen neuen Pass vom Passamt und eine weitere Ausreiseerlaubnis von jener Verwaltungsstelle, die für die Emigration zuständig war. Hatte man all dies, musste man noch einmal beim ausländischen Konsulat um ein Visum ansuchen, damit es dann in die neu ausgestellten Papiere gestempelt werden konnte.

Gerda Leners Vater Robert Kronstein wurde wenige Wochen nach dem sogenannten Anschluss von einem nationalsozialistischen Bekannten gewarnt: Seine Verhaftung stehe bevor. Robert Kronstein ging daraufhin nach Liechtenstein, wo er – in großer Voraussicht – bereits 1933 eine Apotheke erworben hatte. Nachdem er nicht greifbar

war, verhafteten die Behörden die 18-jährige Gerda und ihre Mutter Ilona und hielten sie als Geiseln fest um seine Rückkehr zu erzwingen. Diese hätte seine eigene Verhaftung und das Ende der Chance auf eine Aufenthaltsgenehmigung in Liechtenstein für die ganze Familie bedeutet. Nach sechs Wochen wurden Gerda und Ilona Kronstein – unter der Auflage, das Land sofort zu verlassen freigelassen. Bis dahin mussten sie sich wöchentlich beim Polizeiamt Döbling in der Kreindlgasse melden:

Trotz des Deportationsbefehls bekamen wir die Dokumente nicht, die für eine Ausreise aus Österreich notwendig waren. Den Verkauf des Geschäfts meines Vaters konnte man nicht innerhalb weniger Wochen abwickeln. Solange der Verkauf nicht besiegelt war, konnten wir unseren Steuerverpflichtungen nicht nachkommen, und dies wiederum war eine Voraussetzung für die Ausstellung der Ausreisepapiere. Um unsere Ausreise zu beschleunigen, mussten wir uns an jedem Dienstag am Vormittag bei der örtlichen Polizeistation melden. Das erwies sich als eine raffinierte Foltermethode. Als wir das erste Mal erschienen, wollte der Polizeibeamte, der uns befragte, wissen, was wir denn immer noch hier zu suchen hätten, worauf ihm meine Mutter erklärte, dass es uns noch nicht gelungen war, die Papiere zu erhalten, die notwendig waren, um das Land zu verlassen.

„Nun, sagen Sie Ihrem Mann, er solle heimkommen und sich um sein Geschäft kümmern“, brummte der Polizist.

„Ja, ich werde es ihm sagen.“

„Wir werden nicht zuschauen, wie Sie uns zum Narren halten. Zwei Wochen sollten reichen, um die Papiere zu beschaffen. Wenn Sie sie dann noch immer nicht haben, geht's wieder ab ins Gefängnis.“

Nach diesem ersten Besuch brach Mutter in Tränen aus. Sie würde lieber sterben, als dies noch einmal durchzumachen. [...]

Mittlerweile, bei unserer dritten Vorsprache im Polizeikommissariat, war der Beamte sehr unangenehm geworden. „Wahrscheinlich müsst ihr Juwelen und Geld verscherbeln, damit ihr in der Schweiz in Saus und Braus leben könnt. Ihr habt von hier zu verschwinden – wie ihr das macht, ist eure Sache. Wenn ihr nicht spätestens in einer Woche weg seid, verfrachten wir euch nach Dachau, ihr Judenschweine.“

Großmutter war zu alt, meine Schwester zu jung, die Onkeln waren bereits weg bis auf einen, der sich in seinem Schlafzimmer versteckte und offensichtlich den Verstand verloren hatte. Mutter konnte oder wollte sich nicht um die Angelegenheit kümmern – also musste ich tun, was zu tun war. [...]

Zu jenem Zeitpunkt war die übliche Begrüßung bereits: „Was, ihr seid immer noch da ... warum dreht ihr nicht den Gasofen auf, damit wir euch hier nicht mehr sehen müssen?“ Der Polizist war keineswegs prophetisch in Bezug auf

die Gasöfen; seine Aufforderung Selbstmord zu begehen, war absolut ernst gemeint. Einige unsere Bekannten hatten bereits Selbstmord verübt, und das war lange vor der ‚Endlösung‘, lange bevor all die Verfolgungen unter dem Deckmantel der Legalität durchgeführt wurden. Die Behandlung der Juden in Österreich folgte der spontanen Improvisation, und die Vielseitigkeit und der Einfallsreichtum und die Brutalität, mit der sie vonstattenging, waren beispiellos.

Gerda Lerner beschreibt wie sie täglich vom Morgengrauen an stundenlang Schlange stand, um an die Dokumente zu kommen, die für die Ausreise aus Österreich benötigt wurden:

Nach ein paar Tagen Anstehen waren die Menschen entmutigt und ohne Hoffnung. Wir trauten uns nicht, miteinander zu reden, hatten sogar Angst, einander anzuschauen. Viel, viel schlimmer sollte es noch kommen, doch damals hatten wir weder die Fantasie noch die geeignete Begrifflichkeit, um uns die Menschenschlangen vorzustellen, die auf die Deportation warteten, und die Zwangsmärsche von den Viehwägen. Weder ich noch die anderen, die da warteten, wussten damals, dass dieses und das darauf folgende System der Enteignung und der Erniedrigung der Wiener Juden von Adolf Eichmann persönlich geleitet wurde, der uns als Versuchskaninchen für die bürokratischen Methoden nutzte, die er später so erfolgreich für die ‚Endlösung‘ anwendete.

Quellen:

- Erinnerungen von Ernst Benedikt an den Novemberpogrom 1938: https://www.doew.at/cms/download/dlmit/4505_manus_benedikt_komm.pdf
- Reinhold Eckfeld, Martin Krist (Hg.): Letzte Monate in Wien. Aufzeichnungen aus dem australischen Internierungslager 1940/1941, Wien, Turia + Kant, 2002.
- Regina Fritz, Philipp Rohrbach: Das Novemberpogrom 1938 und der Notarrest Kenyongasse. Spurensuche im Rahmen eines Schulprojekts. In: Gedenkdienst. Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und internationalen Dialog, Nr. 1a/11, 2011.
- Gerda Lerner: Feuerkraut. Eine politische Autobiographie, Wien, Czernin Verlag, 2014.
- Christa Mehany-Mitterutzner: Vor 75 Jahren. Novemberpogrom 1938. In: Österreich Journal – Das Magazin für Österreicher in aller Welt, Nr. 125, 2013.

5

Die Synagoge in der Dollinergasse 3

Der Gedenkrundgang zum Novemberpogrom 1938 will die Kontinuitäten des Pogroms aufzeigen. An den Tagen und in den Nächten, die dem 9. November 1938 folgten, setzte sich die Entrechtlichung und Verfolgung – im besonderen Maße in Wien – fort. Das Novemberpogrom vollzog sich in aller Öffentlichkeit. Zum Symbol des Terrors und der Zerstörung wurden die brennenden Synagogen.

Das umgestaltete Wohngebäude, in dem sich der Döblinger Tempel seit 1907 befand, wurde am 10. November 1938 verwüstet, aber nicht vollständig zerstört. Das Haus stand noch bis 1995 und diente wieder als Wohnhaus, bis es endgültig abgerissen wurde, um Platz für Neubauwohnungen zu schaffen. Damit ist der Döblinger Tempel eine der ganz wenigen Wiener Synagogen, die nach 1945 – wenn auch kaum beachtet – weiter baulich existierten. Diese Geschichte teilt das Gebäude mit der Synagoge im 3. Wiener Gemeindebezirk, dem Bezirk, in dem der Gedenkrundgang 2016 stattgefunden hat.

Die beiden Synagogen verbindet ein weiterer historischer Aspekt: im Jahr 1932 wurde der Tempel im 3. Bezirk, anlässlich seiner Renovierung, am selben Tag wieder eröffnet, an dem der Döblinger Tempel sein 25-jähriges Jubiläum zelebrierte. Über die Feierlichkeiten, die am 25. September 1932 stattfanden, schrieb die jüdische Wochenzeitung „Die Wahrheit“:

Das jüdische Wien hat am vergangenen Sonntag zwei Feiern begangen, die bewiesen, daß das Gotteshaus nach wie vor Mittelpunkt der jüdischen Gemeinschaft ist, Brennpunkt des jüdischen Lebens. So verschieden die jüdischen Bevölkerungsschichten der beiden Bezirke sind, deren Gotteshäuser Gegenstand prachtvoll schöner Feiern waren, das eine eint das Judentum von Döbling wie der Landstraße, die Treue gegenüber dem Hause Gottes, in dem der Jude Trost im Leide und Mitgefühl in seiner Freude findet. In diesen schweren Zeiten, da das Leid vorherrscht, ist die Synagoge mehr denn je berufen, den Gedrückten und Gebeugten Erbauung zu bieten und allen, die hier werktätig mithelfen, gebührt unendlicher Dank. Und so wurden auch die sonntägigen Feiern Jubeltage für die Menschen, die in diesen Synagogen führend wirken: der Freudentag des Gotteshauses wurde auch zu ihrem Freudentag.

Der Döblinger Tempelverein feierte zudem ein Doppeljubiläum:

Vor 25 Jahren, am 1. Selichothtage, wurde sein mitten im Grün gelegenes schönes Gotteshaus eingeweiht und seit diesem Tage wirkt sein bewährter Rabbiner Prof. Dr. Arnold Frankfurter an der heiligen Stätte mit nie rastendem Eifer.

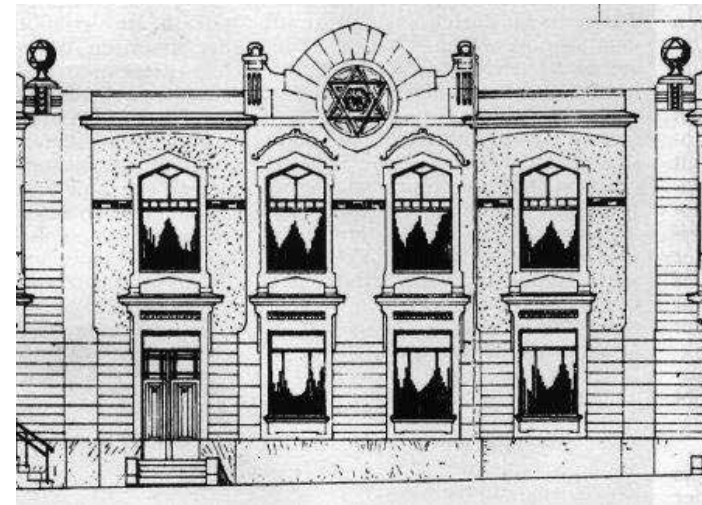
Arnold Frankfurter amtierte während der gesamten Zeit ihres Bestehens als der einzige Rabbiner der Synagoge und wurde 1942 im Alter von 61 Jahren im KZ Buchenwald ermordet.

Der Ursprung der Synagoge in der Dollinergasse 3 geht auf den, Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten Döblinger Tempelverein zurück.. Der Tempelverein, dessen Konstituierung seitens der der Israelitischen Kultusgemeinde 1897 anerkannt wurde, hatte seinen Sitz in der Vormosergasse 1, ab 1904 in der Gatterburggasse. Bis zum Bau der Synagoge befand sich im 19. Wiener Gemeindebezirk nur ein temporäres Bethaus in der Hofzeile 20, der Adresse, an der sich heute die neue Synagoge Ohel Avraham Döbling und eine „Lauder Business School“ befindet.

Auf Initiative des Obmanns Julius Lederer wurde 1906 ein 1897 errichtetes Wohnhaus in der Dollinergasse 3 erworben. Unter der Leitung des Architekten Julius Wohlmut wurde das zweistöckige Gebäude zu einer Synagoge umgebaut. Die architektonische Aufgabe bestand darin, in den Innenräumen des Wohnhauses eine Synagoge einzurichten und auch die Außenfassade dementsprechend umzugestalten. Als die Döblinger Synagoge am 5. September 1907 eröffnet wurde, bot sie auf einer Frauenempore Raum für 106 Frauen, im Parterre 170 Männerplätze, sowie Plätze für die Funktionäre, also insgesamt Platz für knapp 300 Besucher_innen. Das langgestreckte Gebäude war im Jugendstil gestaltet und verzichtete auf Türme und Kuppeln. In der Synagoge waren mehrere Vereine und eine Thoraschule angesiedelt.

In der Jüdischen Wochenschrift „Die Wahrheit“ erschien 1927 ein Bericht eines „auswärtigen Tempelbesuchers“ wie es in der Überschrift hieß:

Ich wollte nun meinen Aufenthalt in Wien während der letzten Pessachtage benützen, um zu meiner Sammlung auch ein paar Wiener Synagogen hinzuzufügen. In meinem Programm waren vier davon vorgesehen, in jeder wollte ich e i n e m Gottesdienst beiwohnen. Ich beschloß, mit einer der am wenigsten bekannten, weit draußen in einer Vorstadt, dem neunzehnten Bezirke liegenden, den Anfang zu machen, um stufenweise zu den bekannten und renommierten aufzusteigen. Am Freitag abends, den 22. April, suchte ich also den kleinen Tempel in der Sievinger Dollinergasse [sic!] auf. Zwischen schönen, blitzsauberen, recht großstädtisch anmutenden Häusern, in einem kleinen netten Gärtchen liegt er, fern vom Straßengeräusch, still da, von der untergehenden Sonne beschienen. Jetzt flackern die elektrischen Lichter auf und das Innere gewinnt etwas anheimelnd Intimes, das zum trauten Verweilen und zum Lauschen einlädt. Bald nimmt mich der Gottesdienst mit seinen Gesängen ganz gefangen, mit steigender Aufmerksamkeit lausche ich bis zum Ende und beim Weggehen beschließe ich, morgen wieder zu kommen, und die anderen Synagogen für eine spätere



Plan für die
Adaptierung des
Wohnhauses
in der
Dollinergasse
3 zum
Zwecke eines
Synagogenbaus

Gelegenheit aufzusparen. Einen erlesenen Genuß soll man ganz auskosten; das ist die Lebensregel des Gourmands.

Am 10. November um 9 Uhr morgens wurde die Synagoge vollkommen verwüstet und teilweise ausgeräumt. Jüdinnen und Juden wurden gezwungen, sich an dieser Zerstörung zu beteiligen. Die Schriftstellerin Veza Canetti lebte bis zu ihrer Flucht Ende November 1938 im 19. Bezirk. Sie arbeitete die Demolierung des Döblinger Tempels in ihrem Roman „Die Schildkröten“ auf:

Warum denn dieser kleine Tempel zerstört worden sei, ein so kleiner Tempel, fragte er seinen Wächter ganz unlogisch und mit einer Gereiztheit, zu der er nicht berechtigt war. [...] Der Tempel bestand nur mehr aus einer Mauer zur Straße zu, die sich rußgeschwärzt, wie eine große Leiche zum Himmel erhob. Ein Mann in schwarzer Uniform malte riesige weiße Lettern auf den Kadaver, von einer Menschenmenge schweigend bewundert. [...] Unter den Schaulfern, die die Trümmer ihres Tempels auf einen Wagen laden mußten, war ein kleines Männchen, das Konversation liebte. Es arbeitete schon seit dem Morgen hier, beschwerte sich aber nicht, denn besser, es faßten seine Hände die geweihten Steine als die der Fremden.

Die Liegenschaft samt den Überresten der Synagoge wurde im Dezember 1938 durch die Wiener Gauleitung enteignet und der Döblinger Tempelverein aufgelöst. Im Juni 1939 wurde die Enteignung bemerkenswerter Weise zumindest vorübergehend rückgängig gemacht, und zwar auf Grund der fehlenden Zuständigkeit des Wiener Gauleiters Odilo Globocnik. In weiterer Folge wurde die Liegenschaft zum 1. Juni 1939 je zur Hälfte in das Eigentum des Ehepaares Stefanie und Emil Polese einverleibt, die ein großkaufmännisches Unternehmen in Döbling führten und in dem Gebäude



Rechts: Die ehemalige Synagoge nach dem Novemberpogrom 1938. Links: Undatierte Aufnahme nach dem Umbau zur Synagoge und vor dem Abbruch der Ornamentik

zunächst einen Lebensmittelerzeugungsbetrieb errichteten. Globocnik wurde nach weiteren Vorwürfen von Korruption, Unterschlagung und allgemeiner Unfähigkeit im Januar 1939 abgesetzt. Als Leiter der „Aktion Reinhardt“ veranlasste und organisierte er ab 1941 den Bau der Vernichtungslager Majdanek, Belzec, Sobibor und Treblinka.

Das Ehepaar Polese zahlte 1953 in einem Rückstellungsverfahren 147 000,- Schilling an die Israelitische Kultusgemeinde. Stefanie Polese wurde 1957 Alleineigentümerin des Gebäudes und blieb dies bis zum Jahr 1985. Die Liegenschaft fiel in weiterer Folge an Tasso Polese und Gerhard Pinkl, danach an Helga und Peter Bertalanffy, die 1995 mit der Errichtung von Eigentumswohnungen begannen. Im Jahre 2003 wurden die bestehenden (Minderheits-)Anteile in die „Peter und Helga von Bertalanffy Privatstiftung“ eingebracht.

Zum Gedenken an die Synagoge wurde 1990 eine von der Stadt Wien gestiftete Gedenktafel angebracht, welche 1997 durch eine von Gerhard Schulz gestaltete ersetzt wurde, deren Inschrift lautet:

„Hier befand sich eine 1907 nach Plänen von Arch. Julius Wohlmuth errichtete Synagoge. Sie wurde in der ‚Reichskristallnacht‘ am 10.11.1938 verwüstet und schwer beschädigt.“

Quellen:

- Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Rundgänge. Mandelbaum Verlag, Wien 2009.
- Nora Mundigler: Wiener Synagogen nach 1938 – Gradmesser für Österreichs Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus? Diplomarbeit. Wien, 2013.
- Ernst Benedikt: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. <https://www.doew.at/>
- Veza Canetti: Die Schildkröten. Fischer Verlag, 2011.
- Eindrücke eines auswärtigen Tempelbesuchers in Wien. In: Die Wahrheit. Österreichische Wochenschrift für jüdische Interessen. Veröffentlichungen der „Union deutscher Juden“. XLIII. Jahrgang, Nummer 21, Wien, 20. Mai 1927.
- Tempelfeiern. In: Jüdische Wochenschrift – Die Wahrheit. XLVIII. Jahrgang, Nummer 40/41, Wien, 30. September 1932.

Auszug aus:

Die Schildkröten Veza Canetti. Fischer. 2011

Felberbaum, einer der Protagonisten des Romans, ist am 9. November in Wien unterwegs:

Als Herr Felberbaum in seinen versöhnlichen Gedanken aus der Stadt dem äußeren Bezirk zustrebte, sah er, wie die Rollbalken an den Geschäften rasch heruntergelassen wurden, am helllichten Tag. Die Leute liefen in Haustore, genau wie im Krieg, und ohne sich viel zu fragen, eilte er auf die Straßenbahn zu und stand im Tumult, wartend, bis in dem Knäuel Menschen an ihn die Reihe kam.

Er stand und drängte mit den anderen nach vorwärts, da fühlte er sich von hinten angefaßt, genau wie damals in Kairo, dachte er. Seine Arme wurden gebogen und weit von ihm weggezerrt, bis er ihnen nachrückte und vor einem Karren stand, einem Viehwagen eigentlich, und auf diesen wurde er hinaufgeschoben, noch ehe er wußte, worum es ging. Als er oben stand, bewunderte er vorerst sich selbst, wie er da hinaufgeklettert war, auf diesen Wagen, in seinem Alter, keine kleine Leistung, und dann sah er sich von Leuten umdrängt, die ganz wie er hier hinaufgelangt waren.

Er blieb aber nicht stumm, wie diese, sondern schrie vom Wagen hinunter, auf eine Schar von Uniformierten ein. Sie standen vor dem Karren, mit befehlenden Mienen und er schrie, an keinen Bestimmten gewendet, denn er wußte nicht, welchen es anging und welchen er anging, er sei schon einmal verhaftet gewesen, schon eingesperrt, peinlich verhört und wieder freigelassen, mit gutem Zeugnis und gut beleumundet. Er erwarte, daß man dies berücksichtige, seine Abreise stand bevor, sein Visum, das ihm seine Frau in England beschaffte.

Die alles machte aber nicht den leisesten Eindruck auf die Gesichter vor ihm, auf der Straße, vielmehr hörte er den Ruf „Mörder!“ und wiewohl er nicht ihm direkt galt, sondern dem ganzen Viehwagen mit Männern jeden Alters und Standes, trat ihm doch der Angstschweiß auf die Stirn und er bekam Ringe unter den Augen, schwarze Ringe, sein kindliches, zuweilen dämliches Lächeln schien jetzt in derselben Fassung in Weinen überzugehen, man war versucht zu glauben, er werde sogleich wie ein Schuljunge losweinen. Hilflos, mit hängenden Armen, dicht angepreßt stand er neben einem Mann, der groß und blond und auch sonst in allem hervorragend, ihm mit den Augen winkte.

Beruhigend, wie es schien, so daß Felberbaum vertrauensvoll zu ihm aufblickte und zu seiner großen Freude den zweiten Vorbeter vom Tempel erkannte, der mit den anderen zusammengetrieben und auf den Viehwagen befördert worden war. So leichten Gemüts war Felberbaum, daß er jetzt seine Ruhe wiederfand, beim bloßen Anblick des zweiten Vorbeters vom Tempel, der schließlich gefangen war wie er, hilflos war wie er und nichts anderes tun konnte als mit den Augen zu winken. Die Klugheit gebot zu schweigen, denn rückwärts um Wagen wurde ein Mann wild geschlagen, weil er zu einem Fenster hinaufblickte. Bei dem Fenster stand seine Frau, sie bog sich weit hinaus, wie um mitzufahren, mit dem Gefangenen mitzufahren. Dieser gebot ihr „Vorsicht“, er wurde fast erschlagen. Wie dumm von dem Mann, dieses Wort zu gebrauchen, es war mißverständlich, zu so rauhen Zeiten, freilich, ein Verbrecher gibt acht, aber einer, der auf der Straße zusammengepackt wird und nur nicht will, daß seine Frau aus dem Fenster stürzt, wovor sollte der achtgeben und was sollte er verbergen? (S. 236 – 238)

Am folgenden Tag wird Felberbaum entlassen.

Als er wieder ins Freie trat, stärkte ihn die Luft, das Licht hellte ihn auf, der Boden festigte ihn, er beschloß zu Fuß nach Hause zu wandern, es war zu schön auf der Welt, nach der Enge im Zirkus und je weiter er ging, desto mehr Behagen fühlte er. Immer gerührter wurde er auch über seine Lage, immer dankbarer seinem Schöpfer, der ihn wie Lot ausersehen hatte und immer wieder befreite. Er fühlte auf einmal das Bedürfnis, in ein Gotteshaus einzutreten und sein Gebet zu verrichten, unter seinesgleichen ein wenig zu sitzen und sich mit ihnen auszusprechen.

Freilich, die Tempel waren zerstört. Das wußte er. Aber nicht alle, dachte er schmunzelnd. Die kleine Synagoge, die er seit seiner Kindheit besuchte, lag versteckt in einem Villenviertel, unter Gärten an eine Villa angelehnt, dieser Tempel war vergessen, das hatte ihm der zweite Vorbeter anvertraut.

Obwohl er weitab von seinem Weg lag, stieg Felberbaum doch fröhlich summend in die Tram. Die Fahrt war wunderbar. Das Wetter mild, der Corso belebt und bunt, die Zeit verging zu rasch und man war schon in der Nähe des frommen Hauses. Ein Liedchen pfeifend stieg er aus und trat in eine Seitenstraße. Da fühlte er sich am Arm gepackt auf eine Weise, die er nicht nur von Kairo kannte. Das Lied blieb ihm in den gespitzten Lippen stecken.

„Sie kommen mit!“

Herr Felberbaum begann sich lebhaft zu sträuben. Er begann sich selbst zu denunzieren, zu entlarven, nannte sich vorbestraft, wiederholt vorbestraft, nannte sich einen Sträfling, einen eben entlassenen Sträfling, der Mann in Braun blieb kalt.

Es handle sich nicht um eine Verhaftung, sagte er, es seien Aufräumarbeiten zu machen, von einem Tempel sei der Schutt wegzuräumen und gleich hier in der Nähe.

Felberbaum vergaß sich zu kränken, daß auch seine kleine Synagoge hatte dran glauben müssen, so bekümmert war er über dieses neue Ungemach. Er war ein Verfolgter, ein Fluch lastete auf ihm, wohin mochte das noch führen?

Es führte vorerst zu seinem Gotteshaus. Warum denn dieser kleine Tempel zerstört worden sei, ein so kleiner Tempel, fragte er seinen Wächter ganz unlogisch und mit einer Gereiztheit, zu der er nicht berechtigt war.

Er erfuhr, daß er und seine Glaubensgenossen dort Versammlungen abgehalten hätten, politische Versammlungen staatsfeindlichen Charakters, und er schwieg. (S. 244-245)

6

Gerda Lerner

30. April 1920 als Gerda Hedwig Kronstein in Wien geboren, wohnhaft 19., Pokornygasse 25; † 2. Januar 2013 in Madison, Wisconsin
Schriftstellerin, Historikerin, Feministin, Aktivistin, Universitätsprofessorin

Am 10. November 2016 bekam die Anfang der 1980er Jahre errichtete Wohnhausanlage der Stadt Wien in der Pyrkerstraße 41, 1190 den Namen Gerda-Lerner-Hof.

Gerda Kronstein wuchs in der Pokornygasse in einer gut situierten, großbürgerlichen – freilich auch ziemlich komplizierten – Familie auf. Ihr gelang noch im September 1938 die Flucht aus Wien nach Liechtenstein und ein Jahr später die Ausreise in die USA. Sie hat die Verfolgung von Juden und Jüdinnen nach dem sogenannten „Anschluss“, die Brutalität, mit der die Beraubungen durchgeführt wurden, die hanebüchenen Schikanen beim Versuch an die für die Ausreise nötigen Dokumente zu kommen und den Zusammenbruch jeder Sicherheit und der gewohnten bürgerlichen Ordnung erlebt und in großartiger Weise in ihrer Autobiographie „Feuerkraut“ verarbeitet (siehe auch den Beitrag zur Polizeistation Kreindlgasse).

Es ist unmöglich, dass ungemein bewegte und facettenreiche Leben der Schriftstellerin, sozialen Aktivistin und Wegbereiterin der Frauengeschichtsforschung hier nachzuerzählen. Dazu gehörte jedenfalls die Geschichte der 14-jährigen, die das Geburtstagsfest ihres Vaters im Februar 1934 „verdirbt“, weil sie beim Donnern der Kanonen, die den Karl-Marx-Hof beschießen, nicht feiern will. Im Flüsterton müssten wir von der Teenagerin sprechen, die unter der Bettdecke verbotene kommunistische

Zeitungen liest, sich in der Roten Hilfe engagiert und dabei eine soziale Welt kennen lernt, die von der eigenen Lichtjahre entfernt scheint. Nicht vergessen dürfen wir die fast unglaubliche Geschichte einer magna cum laude absolvierten Matura – einen Tag nach der Entlassung aus der nationalsozialistischen Haft, vor einer “Super-Nazi-Kommission“. Und unbedingt müsste die verwickelte Story der jungen Emigrantin in den USA erzählt werden, die – wie sie rückblickend in einem Interview sagt – “jeden Drecksjob gemacht (hat), den es für Frauen gab, jeden“; die sich aber weder von schwierigen finanziellen Bedingungen noch von der Geburt zweier Kinder von ihrem politischen Engagement abbringen lässt. Über dieses Engagement allein wäre schon viel zu sagen: Über die Feministin, die sich auf allen Ebenen für Frauenrechte einsetzt; über die Aktivistin in der Stadtteilarbeit, die in der Zusammenarbeit mit Schwarzen Frauen ihren scharfen Blick auf gesellschaftlichen Rassismus, aber auch auf eigene weiße Privilegien entwickelt; über die Kommunistin, die angesichts der antikommunistischen Hetze schließlich gemeinsam mit ihrem zweiten Mann Carl Lerner Hollywood verlässt, um in New York noch einmal neu anzufangen. Natürlich könnte keine Geschichte über Gerda Lerner ohne den Hinweis auf ihre schriftstellerischen Leistungen auskommen – zumal es ihre Ambitionen als Schriftstellerin sind, die sie mit 38 Jahren endlich an die Universität führen, um Geschichte zu studieren, und die sie schließlich zu einer Pionierin der Frauengeschichtsforschung machen.

Ein solches Leben lässt sich nicht in wenigen Sätzen nacherzählen – also borge ich besser Gerda Leners eigene Worte, mit denen sie aus der Distanz mehrerer Jahre auf das nationalsozialistische Wien zurückschaut:

Als ich durch die Straßen Wiens, meiner Heimatstadt, gegangen war, damals, als die Hakenkreuze allgegenwärtig waren – auf den Rockaufschlägen der Fußgänger, in den Auslagen der Geschäfte, auf den Fahnen, die von all den Häusern wehten -, da fühlte ich mich leer in Körper und Seele, meiner Selbst beraubt. Das war zu einer Zeit, als das Tragen des Judensterns noch nicht verpflichtend war, aber Abwesenheit ist ein ebenso aussagekräftiges Zeichen wie Anwesenheit. Die Leute starrten einen an, wenn man vorbeiging, und bemerkten die ABWESENHEIT, das Hakenkreuz, das nicht da war, das Zeichen, das man nicht als Schutzschild vor sich hertrug, und sie wussten Bescheid. Man war keine von ihnen, man gehörte zu den Anderen. An den Straßenecken, an den Wänden in der Nähe von Schulen und Kirchen und Bushaltestellen brachten die Nazis ihre Wandzeitungen an, die Propagandablätter, die täglich ausgewechselt wurden. Der Stürmer mit seinen schrecklichen Karikaturen: hässliche alte Juden in Kaftans und mit steifen Hüten, mit Hakennasen und schwülstigen Lippen, die ein blondes Mädchen belästigten oder Säcke gehorteten Goldes mit sich trugen – Figuren, die einer gestörten Fantasie entsprungen waren und jahrhundertealte Vorurteile wiederbelebten. Man ging daran vorbei, versuchte, sie zu sehen und sie gleichzeitig zu übersehen, und man dachte bei sich, kein Mensch schaut so aus, ich schaue nicht so aus, kein Jude hat jemals so ausgeschaut, ohne das



Gerda Lerner

Wesentliche zu begreifen. Natürlich hat nie jemand so ausgesehen, aber es ging darum, die Vorstellung in den Köpfen der Betrachter festzulegen, bis sie die Wahrnehmung der Wirklichkeit überlagerten, bis die Vorstellung die Wirklichkeit ersetzte. Das funktionierte gut, ach, wie gut das funktionierte ...

Wandaufschriften überall: KAUF BEI ARIERN, JUDA VERRECKE. Wenn damit gemeint war, dass Juden vernichtet werden sollten, so hätte es heißen müssen JUDEN VERRECKET. Aber es hieß JUDA, und das war ein Wort, das nicht existierte, ein neu geschaffenes Wort für eine nicht existierende Gesamtheit, die ganze jüdische Gemeinschaft, aber nicht die wirkliche Gemeinschaft, sondern die fantasierte Karikatur einer weltweiten Gemeinschaft, die durch ein antisemitisches Machwerk, Die Protokolle der Weisen von Zion, konstruiert worden war. JUDA ist die Gemeinschaft der jüdischen Verschwörung, die Jahrzehnte zuvor von zaristischen Antisemiten in Russland erfunden wurde, um die Judenverfolgung zu rechtfertigen. Die Aufschriften an den Türen und Wänden brachten alte Mythen einer Erbschuld wieder zum Leben, von Juden, die das Blut von Christenkindern verwendeten, um ihr Mazzoth zu backen, von Ritualmorden und der Entweihung der Hostie. All dies schoben die Karikaturen des Stürmer an die Stelle des jüdischen Arztes, den man kannte, oder an die des jüdischen Nachbarn, mit dem man seit Generationen friedlich Tür an Tür lebte, oder an die Stelle der jüdischen Klassenkameradin. Das Schreckensbild nahm schließlich den

Platz der wirklichen Person ein, egal, ob man sie persönlich kannte oder nicht. Als das geschah, wurden Auschwitz und die Endlösung möglich. (Lerner 2014, 409/410)

Aus dieser tödlichen Atmosphäre gelingt es Gerda Lerner, wie erwähnt im Spätsommer 1938 gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Nora nach Liechtenstein zu fliehen. Nach Gefängnishaft und Wochen, die ganz den verzweifelten Versuchen gewidmet waren, trotz Willkür und behördlicher Schikanen alle Dokumente für die Ausreise zu beschaffen, scheint die Flucht selbst schließlich beinahe unspektakulär. Von außen betrachtet besteigt die Familie "einfach" einen Zug, der von Wien in die Schweiz fährt – doch Gerda Lerner's Schilderung macht deutlich, wie wenig diese Flucht mit einer einfachen Zugfahrt gemein hatte.

Es wurde Ende August, bis wir alle Papiere beisammen hatten. Nun konnten wir tatsächlich weggehen ... Es mutet eigenartig an, dass eine Erfahrung solcher Tragweite jemals vergessen werden kann, aber andererseits hat mir mein Gedächtnis während all der Jahrzehnte eine ganze Menge Streiche gespielt, indem es Bagatellen behielt und wichtige Ereignisse verloren gehen ließ. Von unserer Abreise am 9. September 1938, Noras dreizehntem Geburtstag, ist mir nichts im Gedächtnis geblieben, weder, was wir an hatten, noch wie wir uns verabschiedeten, noch wie es sich anfühlte. Ich weiß nur noch, wie ich in dem Zug saß, der durch Österreich in Richtung Westen raste, und wie ich daran dachte, dass man uns sicher an der Grenze verhaften und zurück zur Polizeistation in Döbling schicken würde, wo neuerlich Schikanen und Demütigungen auf uns warteten. Man würde dahinterkommen, dass wir ungültige Papiere hatten; unsere Pässe waren wahrscheinlich heimlich gekennzeichnet; und die Agenten waren sicherlich eben in diesem Moment dabei, unsere Verhaftung vorzubereiten. Daran erinnere ich mich genau.

Und seit sechs Jahrzehnten träume ich denselben Albtraum, in unregelmäßigen Abständen und in leichten Abwandlungen. Er handelt immer von einer Situation, in der ich mich fertig machen muss zur Abreise und zu viel Gepäck da ist, oder Leute da sind, die mich am Wegfahren hindern wollen, oder es noch zu viel Unerledigtes gibt. Manchmal fällt das Gepäck aus dem Auto oder aus dem Fuhrwerk oder die Stiegen herunter, und der ganze Inhalt leert sich auf die Straße, und wenn ich ihn endlich wieder in den Koffer hineinstopfe, dann ist der Zug bereits ohne mich abgefahren. Manchmal findet das Taxi, das uns zum Zug bringen soll, den Bahnhof nicht. Manchmal irre ich viele entsetzliche Stunden lang in einer unbekanntem Stadt durch unbekanntem Straßen und versuche verzweifelt, den Ort zu finden, zu dem ich gelangen soll, den Ort, der Rettung und Sicherheit verspricht. Immer gelange ich erst dorthin, wenn es schon zu spät ist. Oder ich komme rechtzeitig an, habe aber die Papiere verloren, die ich brauche, um

hineinzugehen. Ich kann es nicht eindämmen, ich kann es nicht unter Kontrolle bringen, und das versteckte Grauen ist stets da und wartet überall auf mich. So gesehen habe ich unsere Abreise nicht vergessen. Ich erinnere mich einfach an das, was mir wirklich widerfahren ist, tief drin, dort, wo das Erleben wirklich und ewig ist.

Wir kamen ohne das geringste Problem über die Grenze und stiegen an der ersten Station in der Schweiz aus, wo mein Vater mit einem Auto auf uns wartete. Die Schweizer Fahne wehte im Wind, die Sonne schien, und wir waren gerettet. Die bekannten Schrecken lagen hinter uns, und vor uns lagen Gräuel, die wir uns damals noch nicht einmal vorstellen konnten. (Lerner 2014, 177/178)

Während Gerda Lerner ein Jahr später alleine in die USA auswanderte, blieb die jüngere Schwester Nora in einem Schweizer Internat. Ihr Vater Robert Kronstein betrieb trotz seines angeschlagenen Gesundheitszustandes eine Apotheke in Liechtenstein, die Mutter Ilona (Ili) ging nach Südfrankreich und widmete sich ganz der Malerei – im Jahr 2000 zeigte das Jüdische Museum Wien eine Ausstellung ihrer Werke. Sie wurde 1940 für mehrere Wochen im Lager Gurs interniert, im Jahr darauf zeigten sich Symptome von Multipler Sklerose. Erst 1942 gelang es der Familie, Ilona die Übersiedlung nach Liechtenstein und eine angemessene medizinische Betreuung zu ermöglichen. Sie starb schließlich 1948 in Zürich. Robert heiratete ein zweites Mal, verlebte noch einige glückliche Jahre und starb schließlich 1953.

Mehrere Verwandte Gerda Lerner's wurden im Nationalsozialismus ermordet, darunter Ilona's Schwester, die Ärztin Margit (Maci) Neuer, die in den Niederlanden den Nazis in die Hände fiel und in Auschwitz mit den Kindern aus ihrem Transport sofort nach der Ankunft ermordet wurde. Ihre zweite Schwester, Klara (Klari), hatte den Psychiater Alexander Müller geheiratet, der durch die Grenzverschiebungen nach dem Ersten Weltkrieg zum Staatenlosen geworden war – ein Status der sich durch die Heirat auf Klara übertrug. Nach einer dramatischen Fluchtgeschichte – kein europäisches Land wollte staatenlosen Juden und Jüdinnen Aufenthalt gewähren – suchten die beiden zunächst in den Niederlanden, später in Budapest Schutz. Dass das Ehepaar den Nationalsozialismus überlebte, grenzt an ein Wunder. Nach Kriegsende ließen sie sich, nach einem weiteren Aufenthalt in den Niederlanden, schließlich in der Schweiz nieder.

Quellen:

- Gerda Lerner (2014): Feuerkraut. Eine politische Autobiographie. Czernin Verlag
- *Nich bin ein Alien*. Gespräch mit Gerda Lerner. In: Emma, 1. Mai 2000, <http://www.emma.de/artikel/gesprach-mit-gerda-lerner-ich-bin-ein-alien-266112>
- Website: <http://www.gerdalerner.com/>
- Gerda Lerner Family Collection 1939-1978, Leo Baeck Institut – <https://archive.org/details/gerdalernerfamil01lern>

ALMA UND ARNOLD ROSÉ

Wohnhaus der Familie Rosé: Pyrkerstraße 23, 19. Bezirk
Mehrere Mitglieder der Familie wurden als Musiker_innen berühmt, darunter:

Arnold Rosé (ursprünglich Rosenblum):

Geb. 24. Oktober 1863 in Jassy/Rumänien; Violinist und Viola-Solist; u.a. Konzertmeister des Wiener Hofopernorchesters und Mitglied der Wiener Philharmonika

Gest. 25. August 1946 im Exil in London/UK

Ab 1902 verheiratet mit Justine Mahler – Schwester von Gustav Mahler – die im August 1938 nach schwerer Krankheit stirbt. Die Flucht Ende April 1939 über Berlin und Amsterdam nach London (Ankunft 1.5.1939) – im Alter von 75 Jahren – gelingt nicht zuletzt durch den enormen Einsatz seiner Tochter Alma. Seit 1976 erinnert eine Gedenktafel am ehemaligen Haus der Familie an ihn.

Alma Rosé:

Geb. 3. November 1906 in Wien; Violinistin

Gest. 5. April 1944 in Auschwitz

Im Dezember 1942 in Frankreich verhaftet und in Drancy interniert. Am 18. Juli 1943 Deportation ins Vernichtungslager Auschwitz, wo sie das sogenannte 'Mädchenorchester' leitet. Ihr Tod ist nicht restlos geklärt, wahrscheinlich ist eine Lebensmittelvergiftung die unmittelbare Todesursache.

Alfred Rosé:

Bruder von Alma

Geb. 11. Dezember 1902; Pianist, Komponist und Dirigent

Gest. 7. Mai 1975 in London, Ontario, Kanada

Alfred gelingt im September 1938 die Flucht nach Kanada. Als im November 1938 die SA vor der Tür steht und nach ihm sucht, ist er bereits außer Landes.

Eduard Rosé:

Älterer Bruder von Arnold

Geb. 29. März 1859 in Jassy/Rumänien; Cellist

Gest. 24. Jänner 1943 in Theresienstadt

Verheiratet mit Emma Mahler – ebenfalls eine Schwester von Gustav Mahler, die 1933 verstarb.

20. September 1942 Deportation des 83-Jährigen von Weimar nach Theresienstadt, wo er im Jänner des folgenden Jahres stirbt.

Über jedes Mitglied der Familie Rosé ließe sich lange sprechen – wir wollen hier aber die Geschichte von Alma Rosé herausgreifen:

Alma wächst mit Musik auf. Die Größen der Wiener Musikwelt (jüdische wie nichtjüdische, etwa Gustav Mahler und Richard Strauss, der freilich gleich nach der NS-Machtübernahme den Kontakt zu jüdischen Kolleg_innen abbricht und seine Karriere vorantreibt) gehen im Haus der Familie Rosé ein und aus. Ihre Karriere scheint vorgezeichnet: 1920 – mit 14 – erste Auftritte als Solistin in Bad Ischl, 1926 Auftritt im Wiener Musikverein, 1927 Rundfunk-Auftritte mit dem Wiener Symphonie-Orchester, 1929 ihre erste und einzige Schallplatten-Aufnahme. 1930 heiratet die damals 24-Jährige den tschechischen Violinisten Váša Příhoda, mit dem sie auch gemeinsame Konzerttourneen absolviert. 1935 folgt die Scheidung und 1936 die Rückkehr von Prag nach Wien. Schon 1932 hatte Alma Rosé die „Wiener Walzermädel“ gegründet – ein sehr erfolgreiches Projekt mit dem sie europaweite Konzertreisen unternimmt.

Im Herbst 1938 setzt Alma alles daran, ihrem Vater die Flucht aus Wien zu ermöglichen. Ihre tschechische Staatsbürgerinnenschaft gewährt ihr einen gewissen Schutz und sie begibt sich Ende Oktober auf – wie sie es nennt – „Erkundungsreise“ nach London, wo sie Musiker_innen, Kolleg_innen, Freund_innen und Unterstützer_innen der Familie trifft und schließlich tatsächlich in wenigen Wochen die notwendigen Genehmigungen für den Aufenthalt in Großbritannien auftreiben kann. Zu Weihnachten ist Alma zurück in Wien, erkrankt dann allerdings, während die Zeit für die Flucht immer knapper wird – die ‚Arisierung‘ der Wohnung ist bereits für März 1939 angekündigt. Der Umstand, dass die Staatstheaterverwaltung Anfang Jänner eine größere Abfertigungssumme an Arnold Rosé auszahlt, erlaubt es der Familie, die Zahlung einer Reihe von antisemitischen Sondersteuern abzuwickeln, trotzdem ist der Kampf gegen die NS-Bürokratie zäh. Am 14. März versichern die Behörden Alma, dass der Pass ihres Vaters in wenigen Tagen eintreffen wird. Einen Tag später marschiert die nationalsozialistische Wehrmacht in der Tschechischen Republik ein – Almas tschechischer Pass ist plötzlich wertlos. Es gelingt ihr gerade noch Hals über Kopf das Land zu verlassen. Ihr Vater kann Ende des Monats schließlich über Berlin und Amsterdam ausreisen und erreicht am 1. Mai London, wo ihn Alma bereits erwartet.

Trotz der herzlichen Aufnahme, die die Rosés im Exil unter Musiker_innen erfahren, verschlechtert sich die finanzielle Situation rasch. Alma beschließt eine Einladung zu Konzerten in den Niederlande anzunehmen – immer wieder schiebt sie die Rückkehr nach Großbritannien auf, um mit weiteren Auftritten Geld zu verdienen. Als die Nazis im Mai 1940 die Niederlande überfallen, sitzt sie in der Falle. Alma taucht unter, gibt illegale Hauskonzerte und geht eine Ehe mit dem niederländischen Ingenieur Constant August van Leeuwen Boomkamp ein, weil sie hofft, dass ein ‚arischer‘ Name ihr Schutz bieten kann. Nach dem Beginn der Deportation niederländischer Juden und Jüdinnen versucht sie aus dem Land zu fliehen und hofft, die Schweiz zu erreichen. Doch im Dezember 1942 wird sie in Frankreich verhaftet und in das Gefangenenlager Drancy, nicht weit von Paris, gebracht. Dort übernimmt am 3. Juli 1943 der Österreicher Alois Brunner das Kommando und sorgt umgehend dafür, dass die Deportationen in



die Vernichtungslager um ein Vielfaches beschleunigt werden. So wie 65.000 (meist französische) Juden und Jüdinnen wird auch Alma Rosé deportiert. In Auschwitz wird sie unter dem Namen ihres niederländischen Ehemanns registriert und landet zunächst im Block 10, dem Block für sogenannte ‚medizinische Versuche‘. Eine niederländische Mitgefangene erkennt sie, es gelingt eine Geige zu organisieren und auch Wachpersonal und SS werden auf die virtuose Geigerin aufmerksam. Es folgt der Transfer nach Birkenau, wo ihr die Leitung des ‚Orchesters weiblicher Gefangener‘ (des sogenannten ‚Mädchenorchesters‘) zugeteilt wird. Das Orchester muss täglich beim Aus- und Einzug der Gefangenen aus dem Lager Marschmusik spielen, Sonntags Konzerte für das Wachpersonal und von diesem ausgewählte Gefangene geben und jederzeit für die musikalischen Wünsche der SS zur Verfügung stehen. Zum ‚Schutz der Instrumente‘ sind die Orchestermitglieder etwas besser untergebracht als ‚normale‘ Gefangene. Alma führt ein hartes Regiment und verlangt den Musikerinnen – die meisten keine Profis – alles ab. Es wird acht Stunden täglich geprobt, ist sie doch überzeugt, dass nur höchste musikalische Leistungen das Überleben sichern können. „Wenn wir nicht gut spielen, werden wir ins Gas gehen“ – so soll sie selbst es formuliert haben. Jene, die Alma für zu wenig talentiert hält um mitzuspielen, beschäftigt sie als Assistentinnen weiter, um sie vor der sofortigen Ermordung zu bewahren. Gleichzeitig verhandelt sie mit der SS und dem Wachpersonal: um größere Essensrationen, darum, bei Regen und Schnee nicht im Freien spielen zu müssen, um mehr Notenblätter. Ihre Position ist mehr als schwierig – das Orchester spielt zum Gefallen der Mörder und die minimalen ‚Privilegien‘ lassen andere Gefangene mit Misstrauen auf die Musikerinnen schauen – doch dass die überwiegende Mehrheit der Orchestermitglieder das Vernichtungslager überlebt, ist nicht zuletzt Alma Rosés Einsatz zu verdanken.

Eine private Party der SS am 2. April 1944 ist Almas letztes Konzert. Sie erkrankt plötzlich und heftig und stirbt am 4. April 1944. Die Umstände ihres Todes sind nicht

geklärt – Theorien reichen von Selbstmord bis zu Mord, am Wahrscheinlichsten scheint eine Lebensmittelvergiftung. Ihr besonderer Status wird nach ihrem Tod noch einmal sichtbar: Sie ist wahrscheinlich die einzige Jüdin, für die in Auschwitz eine offizielle Trauerfeier gestattet wird. Ihr Vater erfährt erst Ende Juli 1945 von dem schrecklichen Schicksal seiner Tochter. Noch im Winter 1944, ein halbes Jahr nach ihrem Tod, hat er in einem Brief an seinen Sohn Alfred der Hoffnung Ausdruck verliehen, sie zu Weihnachten wiederzusehen. Ein Grab hat Alma Rosé nicht; am schlichten Grabstein ihrer Eltern am Grinzinger Friedhof – die Urne ihres Vaters wurde fünf Jahre nach seinem Tod nach Wien gebracht – sind auch ihre Lebensdaten notiert.

Quellen:

- <http://holocaustmusic.ort.org/places/camps/death-camps/birkenau/alma-rose>

7

Kunstraub und Restitution

In der Pokornygasse 13 lebte Arthur Prager, Bankdirektor mit Firmensitz im 1. Wiener Gemeindebezirk. Über die Hintergründe seines Lebens wissen wir sehr wenig. Bekannt ist, dass 1938 der Zwangsverkauf seines Hauses erfolgte. Dem Ehepaar Prager gelang 1939 die Flucht nach London.

Im Januar 1939 vollzog sich die „Sicherstellung“ von 15 Blättern aus der Aquarellsammlung Pragers durch die Magistratsabteilung 50.

Der Begriff „Sicherstellung“ ist ein Euphemismus für die zwangsweise Entziehung von Eigentum, die nachträglich in Bezug auf Kunstsammlungen auch als „Kunstraub“ bezeichnet wurde.

Auch der Begriff „Kunstraub“ ist jedoch irreführend. „Raub“ bezeichnet rechtlich einen Spezialfall der Vermögensentziehung und bezieht sich meist auf gewaltsame Plünderungen im Rahmen von Kriegshandlungen.

Die Besonderheit der nationalsozialistischen Vermögensentziehung bestand jedoch darin, dass sie durch erzwungenen Kauf bei lächerlich geringer Kaufsumme oder behördliche Verfügungen erfolgte und nicht mit dem Krieg in Zusammenhang stand.

Auch sei hier angemerkt, dass der Kunstraub für die Vermögensentziehung in der NS-Zeit nicht repräsentativ war: Für das jüdische Bürgertum war die Entziehung der Firmenanteile und Bankguthaben, für die bürgerliche und proletarische jüdische Bevölkerung der Ausschluss aus dem Erwerbsleben und die Entziehung von Mietwohnungen und Inventar die zentrale gemeinsame Erfahrung der Zerstörung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Existenz.

Gerade im 19. Bezirk ist die Restitution von entzogenem Vermögen und Kunstsammlungen ein Thema, da hier traditionell das gehobene Bürgertum wohnte.

Ein Beispiel dafür ist die Enteignung der Kunstsammlung der Familie Karpeles-Schenker, die eine Villa in der Reithlegasse 6/ Kreindlgasse 1-3 bewohnte. Nach dem Tod des Speditionsunternehmers Emil Karpeles-Schenker im Jahr 1934 hatten seine Witwe Helene und seine beiden Söhne Stefan und Georg das Erbe angetreten.

Im Zuge des „Anschlusses“ war die Villa offenbar zunächst von einem SA-Rollkommando geplündert worden. Die Hausbesorgerin gab nach dem Krieg als Zeugin an, Helene Karpeles habe die Villa am 9. Mai 1938 mit ihrem gesamten Gepäck verlassen, aber alle Antiquitäten zurückgelassen. Stefan Karpeles-Schenker konnte bereits im März 1938 nach England flüchten, Georg wurde zunächst für sechs Wochen von der Gestapo festgehalten, konnte nach der Freilassung und der Entrichtung einer „Reichsfluchtsteuer“ jedoch ebenfalls nach England ausreisen.

Auch das Kunsthistorische Museum spielte eine Rolle bei der Enteignung der Kunstsammlung. Museumsexperten besichtigten am 21. Juli 1938 die Villa und nahmen siebzehn Objekte für das Museum in Verwahrung. Die übrigen hatte man in der Wohnung belassen, weil sie laut dem damaligen kommissarischen Leiters des KHM Fritz Dworschak „keinerlei musealen Wert“ besaßen. Die Hausbesorgerin erinnert sich, dass später „der Vertreter der Gestapo 2 oder 3 kleine Rembrandt-Bilder, die über dem Bett des Georg Karpeles aufgehängt waren“, mitgenommen und anschließend die Gestapo sämtliche Räume versiegelt habe.

August 1938 bezogen der aus Berlin zugezogene Oberstleutnant der Gendarmerie Walter Schimana und dessen Familie die Villa. Für die Möbel und Antiquitäten hatte Schimana eine verhältnismäßig sehr geringe Summe an eine staatliche Stelle gezahlt. Der Kaufpreis wurde angeblich auf Basis der Schätzung von Eugen Primavesi festgesetzt. Primavesi war eine bedeutende Figur der Wiener Kunstszene, in der er als Antiquitätenhändler und Schätzmeister tätig war. Die Hausbesorgerin erinnerte sich ferner daran, dass Primavesi „mit einem Pferdefuhrwerk die Möbel abholen kam. Es wurde der ganze Wagen voll geladen und mit Decken zugedeckt.“ Nachdem Schimana 1941 nach Polen versetzt worden war, seien in der Villa „keine Antiquitäten mehr vorhanden“ gewesen.

Ende 1946 beauftragte die Familie Schenker-Karpeles den Wiener Anwalt Harold Seidler mit der Vertretung ihrer Interessen. Seidler kam zu dem Schluss, dass Schimana und seine Gattin 1938 die in der Villa Karpeles-Schenker befindlichen Kunstwerke eigenmächtig an verschiedene Kunsthändler veräußert hatte.

Gemäß dem Ersten Rückstellungsgesetz wurden die bei Kriegsende noch in Verwahrung des Denkmalamtes befindlichen Kunstgegenstände an die Familie Karpeles-Schenker restituiert.

Nach wie vor ist unklar, wo sich die restlichen Objekte befinden.

Bei der Enteignung der Kunstsammlung dürften die falschen Schätzwerte seitens des Antiquitätenhändlers Eugen Primavesi eine Rolle gespielt haben. Auch hatte er sich selbst Werke aus der Kunstsammlung angeeignet, konnte diesen Umstand jedoch eineinhalb Jahrzehnte lang vor Anwälten und Behörden verbergen, bis schließlich in seinem Schloss Tausendlust in Hitzendorf bei Graz Gegenstände aus

dem Besitz der Familie Karpeles-Schenker entdeckt wurden.

Ein dem flämischen Altmeister Jan Fyt zugeschriebenes Ölgemälde, „Falkner mit Hunden“, wurde schließlich bei Primavesi beschlagnahmt und restituiert.

Primavesi ist kein Einzelfall. Auch nach der NS-Zeit funktionierten die verstrickten Netzwerke von Händlern und Museumsexperten reibungslos weiter: „Entlastungszeugen waren rasch gefunden. Auch versuchten die Händler mit Erfolg, sich als Helfer und Retter jüdischer Verfolgter darzustellen: Sie hätten durch Ankäufe die Flucht der Betroffenen ermöglicht oder Wertgegenstände vor dem Zugriff der Gestapo in Sicherheit gebracht – oft unter Gefahr für das eigene Leben,“ schreibt Gabriele Anderl in einem Artikel im Standard.

Beweismaterial gegen die Profiteure der Enteignungen wurden von der Justiz nur selten ausreichend gewürdigt. Häufig endeten Strafverfahren wegen „missbräuchlicher Bereicherung“ mit Freisprüchen oder wurden eingestellt.

Zwischen 1946 und 1949 wurden in Österreich sieben Rückstellungsgesetze erlassen. 1969 folgte ein erstes, 1984 ein zweites Kunst- und Kulturbereinigungsgesetz. 1998 wurde das Bundesgesetz über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den Österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen beschlossen.

Das Ausmaß des Vermögensentzugs wurde von der Bundesregierung immer wieder kleingeredet und unterschätzt, um sicherzustellen, dass Österreich immer als erstes Opfer des Nationalsozialismus galt.

Ein Spezifikum der ersten Rückstellungsgesetze bestand darin, dass Restitution von einer fristgerechten Antragstellung des/der Eigentümer_in abhängig gemacht wurde. Damit wurden die Geschädigten selbst dafür verantwortlich gemacht, die Vermögensentziehung im Einzelfall anzufechten. In der Praxis war dies besonders bei mobilen Vermögenswerten, wie beispielsweise Kunstgegenständen, schwierig. Die rechtliche Grundlage dafür, Informationen über entzogene Kunstgegenstände zu erheben, war jedoch durchaus gegeben. „Alle Inhaber entzogener Vermögenswerte waren unter Androhung von Sanktionen dazu verpflichtet, diese aktiv bekannt zu geben, Entziehungopfer waren dazu berechtigt. Die Durchführung ist bis dato unzulänglich erforscht, allein in Wien sind jedoch zahllose Anmeldungen durch öffentliche Museen und Sammlungen unterblieben,“ schreibt Ingo Zechner in seinem Beitrag „Zweifelhaftes Eigentum. Fußnoten zur Kunstrestitution in Österreich.“

Quellen:

- Ingo Zechner: „Zweifelhaftes Eigentum. Fußnoten zur Kunstrestitution in Österreich.“ In: Gabriele Anderl/Alexandra Caruso [Hrsg.innen]: „NS-Kunstraub in Österreich und sie Folgen.“ Studienverlag Ges.m.b.H., Innsbruck 2005
- Lillie, Sophie: „Was einmal war – Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens“, Wien 2003, S. 901 f.
- Gabriele Anderl: „Die Stunde der „Ariseure“. 2. Oktober 2009 derstandard.at/1254310468078/Die-Stunde-der-Ariseure
- Gabriele Anderl: „'Am Wiener Platz': Schlaglichter auf die Rolle des Wiener Kunsthandels während der NS-Zeit.“ In: Gabriele Anderl/Alexandra Caruso [Hrsg.innen]: „NS-Kunstraub in Österreich und sie Folgen.“ Studienverlag Ges.m.b.H., Innsbruck 2005

Antisemitismus heute

Antisemitismus ist keineswegs ein Phänomen, das der Vergangenheit angehört. Gerade durch das neue Selbstbewusstsein der extremen Rechten in Österreich und die scheinbare Anonymität des Internets, haben persönliche Anfeindungen eine neue Stufe erreicht.

Einige Beispiele?

Im Mai 2017 wurde bekannt, dass Funktionäre der Aktionsgemeinschaft am Juridicum und der Jungen ÖVP Social Media Gruppen auf Facebook und in Whatsapp-Chats dafür nutzten, um antisemitische, rassistische und behindertenfeindliche Memes auszutauschen. Fotos von Aschehäufchen wurden mit dem Spruch „leaked Anne Frank nudes“ versehen und zu Ostern wünschten sich die Mitglieder Frohe Feiertage mit dem Bild eines blonden Mädchens aus dem Bund Deutscher Mädel, das einen Korb voller Ostereiern mit Hakenkreuzfahnen vor sich stehen hatte. Widerspruch aus den eigenen Reihen gab es nicht.

Während des Wahlkampfs meinte der sich kürzlich von den Grünen abgespaltene Peter Pilz, es sei ihm ein ganz großes Ziel, Österreich „Silberstein-frei“ zu machen. Der Sager erinnert an die Slogans der Nazis, Österreich „judenfrei“ machen zu wollen, und bedient sich einer antisemitischen Tradition, jüdische oder jüdisch klingende Namen an den Platz des eigentlich kritisierten politischen Phänomens (in diesem Fall Dirty Campaigning) zu setzen. Sebastian Kurz folgte Peter Pilz mit einer ähnlichen Aussage nach.

Als SOS Mitmensch ein Video des KZ-Überlebenden Rudolf Gelbard auf seiner Seite teilte, wurde die Facebook Seite der NGO von einer Welle antisemitischer Kommentare überrollt. Rudolf Gelbard hatte in seinem Video vor der FPÖ-Regierungsbeteiligung gewarnt und die prominente Stellung von Burschenschaftlern in der FPÖ-Führungsriege thematisiert. Für seine öffentliche Stellungnahme wurde er zum Hassobjekt rechter Attacken. Poster_innen leugneten in ihren Kommentaren den Holocaust mit der Behauptung es gäbe, „auch Zeitzeugen, die das Gegenteil behaupten.“ Gelbards Auftritt wurde als linke Hetze bezeichnet, SOS Mitmensch mit dem „nordkoreanischen Regime“ verglichen. Durch massive Anfeindungen und Gewaltandrohungen werden so Kritiker_innen rechtsextremer Politik mundtot gemacht.

Antisemitismus wird auch im Kleid der „Israelkritik“ auf die die Straße getragen. So wurde auch 2017 der sogenannten „Al-Quds Marsch“ in Wien zur Plattform antiisraelischer Propaganda. Plakate stellten den Staat Israel auf dieselbe Stufe mit dem Nationalsozialismus oder setzten Israel unter Anführungsstriche, um damit ein Zeichen gegen die Anerkennung des Staates zu setzen.

All diese Beispiele zeigen, dass Antisemitismus nicht mit dem Nazi-Regime untergegangen ist. Antisemitismus, das ist nicht bloß ein Wort aus Geschichtsbüchern und auf Gedenktafeln. Antisemitismus ist Alltag, österreichischer Alltag. Und gerade im derzeitigen gesellschaftlichen Klima erlebt gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit einen Aufschwung.

Auszug aus:

Über die Jahre. Ein Klassentreffen in Wien.

Edith Foster. Milena. 2005

Edith Foster legte 1933 in der Schule in der Gynasiumstraße ihre Matura ab. Sie verließ Österreich bereits im Jahr 1937 und ging zunächst nach Schweden, dann weiter nach Mexiko, Australien und schließlich in die USA. Im Jahr 1983 besucht sie ein Maturatreffen ihrer ehemaligen Schulkolleg_innen in Wien.

„Wer wird da sein? Die Juden werden da sein. Die Nazis werden da sein. Die Opportunisten und Feiglinge werden da sein. Diejenigen, die anständig waren und um des Überlebens willen schweigen mussten, werden da sein.“ (9) So schreibt sie ganz am Beginn ihres Buchs. Das Klassentreffen wird auch zu einer Reise in die Vergangenheit. Erinnerungen – besonders solche, die in Österreich verdrängt wurden, vergessen werden sollten – drängen an die Oberfläche.

In der Straßenbahn, die uns zu unserem Hotel zurückbrachte, dachte ich – was ich sehr selten tue – an meinen Vater...

Am 7. November 1938 erschoss ein siebzehnjähriger polnischer Jude einen niederen Angestellten in der deutschen Botschaft in Paris. Am 9. und 10. November brachen die gut organisierten Tumulte der Kristallnacht aus. Die SA, die SS, die Hitlerjugend und die Gestapo zündeten Synagogen an, zerstörten jüdische Häuser, Geschäfte, Waisenhäuser, Spitäler und Altersheime und verschleppten Juden in Konzentrationslager.

Meine Mutter war damals schon bei uns in Schweden. Mein Vater war allein in unserer Wohnung. Am 9. November in der Früh ging er ins Eckgeschäft, das einem Nazi gehörte. „Aber Herr Fink“, sagte der Greißler besorgt, „was machen S‘ hier? Wissen S‘ nicht, dass wir heute auf Judenfang sind? Gehen S‘ schleunigst nach Hause.“

Mein Vater ging schleunigst nach Hause und läutete bei Frau Manhardt an. Sie stammte aus einer alten Döblinger Weinbauerfamilie und war seit zwanzig Jahren unsere Nachbarin. Mein Vater und sie mussten flüstern, denn die andere Nachbarin war eine fanatische Nazi – die sich später erhängte, als sie entdeckte, dass eine ihrer Großmütter Jüdin war.

Frau Manhardt schlich auch hinunter, um mit Frau Horvath, unserer Hausbesorgerin zu reden. Frau Horvat lebte mit ihren drei großen Söhnen, alle überzeugte Sozialdemokraten, in einer Zimmer-Küche-Wohnung.

Frau Manhardts Sohn und Schwiegertochter kamen vom Büro nach Hause. Sie planten, meinen Vater in der kleinen Wohnung von Frau Manhardts Sohn zu verstecken, direkt unter der Nase der Vorderheids, der Nazifamilie, die das ganze Haus terrorisierte.

Als die SS kam, um den Juden Fink abzuholen, wusste niemand, wo er war. Ein zwei drei vier fünf sechs sieben Leute riskierten ihr Leben, um meinen Vater aus den Klauen der Mörder zu retten.

Später überquerte er zu Fuß mit meiner Tante Ernestine und ihrem Mann die Alpen nach Jugoslawien. Als die Nazis Jugoslawien besetzten, beschlossen Tante Ernestine und Onkel Ignaz, weiter nach Italien zu gehen. Mein Vater weigerte sich mitzugehen. Er sei zu müde dafür.

Meine Tante und mein Onkel kamen in ein italienisches Lager und wurden dort von den Alliierten befreit. Da ihr Sohn in der US-Armee war, wurden sie in ein Lager in Oswego im Staat New York geschickt. Sie verbrachten ihre letzten fünfzehn Jahre friedlich in New York City.

Mein Vater verschwand in Jugoslawien. Vielleicht brachten ihn die Nazis um, vielleicht war es die faschistische kroatische Ustascha. (41/42)

Weiterführende Informationen und Hinweise

Jüdisches Leben und Verfolgung in Döbling

Buchtipps

- Veza Canetti: Die Schildkröten. Fischer Verlag, 2011.
- Edith Foster: Über die Jahre – Ein Klassentreffen in Wien. Milena Verlag, Wien, 2005.
- Christiane Hoffrath: Bücherspuren. Das Schicksal von Elise und Helene Richter und ihrer Bibliothek im „Dritten Reich“. Böhlau Verlag, Köln, 2010.
- Gerda Lerner: Feuerkraut. Eine politische Autobiografie. Czernin Verlag, Wien, 2009.

Projekte

- Projekt am G19, Gymnasiumstraße 83, 1190 Wien
Schüler_innen auf Spurensuche: Vertreibungsschicksale – jüdischer Schüler_innen eines Wiener Gymnasiums 1938 und ihre Lebenswege.
www.g19.at/index.php/ueber-uns/schulgeschichte/ns-zeit-ausgeschlossene-schueler
www.g19.at/index.php/ueber-uns/schulgeschichte/ns-zeit-ermordete-absolventen
- Jüdischer Friedhof Währing
Freiwilligentage der Grünen zur Erhaltung des jüdischen Friedhofs, sowie Führungen durch das Friedhofsgelände: <https://wien.gruene.at/juedischerfriedhof>

Veranstaltungshinweise

- Initiative Aspangbahnhof
Veranstaltet jedes Jahr am 9. November eine Mahnwache und Kundgebung vor dem ehemaligen Aspangbahnhof am Platz der Deportation, 1030 Wien. 2017 wurde das neue Denkmal eingeweiht. <http://initiative-aspangbahnhof.org/>
- Geh Denken! - eine Veranstaltungsreihe des Vereins GEDENKDIENTST
<https://gedenkdienst.at/index.php?id=28>
- Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen
70 Jahre Lagergemeinschaft!
<https://www.ravensbrueck.at/aktuelles/70-jahre/>

Jüdisches Leben und Verfolgung in Wien

Buchtipps

- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch:
Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien, Wien 2015.
- Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtparziergänge. Mandelbaum Verlag, Wien, 2009.
- Tina Walzer, Stephan Templ: Unser Wien. ‚Arisierungen‘ auf österreichisch. Aufbau Verlag, 2001.
- DÖW (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. ÖBV, 1992
Jüdisches Wien. Mandelbaum City Guide. 2012.

Institute/Datenbanken/Recherche

- DÖW, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands
<http://www.doew.at>
Inhaltliche Schwerpunkte: NS-Verbrechen, NS- und Nachkriegsjustiz, Rechtsextremismus nach 1945, Datenbank der Opfer der Shoa, Widerstand und Verfolgung, Exil, Restitution und Entschädigung.
- Yad Vashem
<http://www.yadvashem.org>
Datenbank zu Opfern der Shoah,
<http://db.yadvashem.org/names/search.html?language=en>
- Leo Baeck Institute – New York | Berlin
www.lbi.org
- Austrian Heritage Archive (AHA)
<http://www.austrianheritagearchive.at/de>
Versammelt Audio- und Video-Interviews mit österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten

Initiativen

- Steine der Erinnerung
<http://steinedererinnerung.net/>
- Steine des Gedenkens für die Opfer der Shoa
<http://www.stinedesgedenkens.at/>
- Erinnern.at - Nationalsozialismus und Holocaust
<http://www.erinnern.at/>
- Herklotzgasse 21 und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel
<http://hkg21.arbeitplus.at>

